IV. Jahrgang November-Dezember 1932 Heft 6

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Preis des Heftes Mark 2·–

„Psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Schriftleiter: Dr. Eduard Hitschmann

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10·—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. 1929, II. 1930, III. 1931, IV. 1932) können zum Preise von je M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

V. Jahrgang September-Oktober 1933 Heft 5

Verstand und Gefühl

Eine Rundfunk-Diskussion zwischen Dr. Ernest Jones und Professor Cyril Burt (London).

Jones: Sie wissen ja, Prof. Burt, daß ich der Ansicht bin, der Universitäts-Psychologe sei geneigt, menschliche Wesen zu behandeln, als wären sie zu dem Zwecke geboren, kleine Philosophen oder auf jeden Fall kleine Gelehrte zu werden, deren Seelen nichts enthielten als einen auszubildenden Verstand und deren Schädel nur aus Hohlräumen zum Einfüllen von Kenntnissen besteht. Nehmen Sie Ihre eigene Beschreibung des menschlichen Geistes. Sie haben uns mitgeteilt, daß er Sinnesempfindungen, geistige Vorstellungen, Ideenverbindungen und schließlich Verstand enthalte. Doch das ist bloß die Oberfläche. Sie blicken nicht in die Tiefen. Sie nannten die Intelligenz die wichtigste menschliche Gabe. Hat nicht einer oder der andere Ihrer Hörer sich bei Ihnen erkundigt, warum Sie den Charakter gar nicht berührten?

Burt: Ziemlich viele haben diese Frage gestellt. Ich bekam einen ganzen Pack Briefe, in denen ich interpelliert wurde, ob nicht der Charakter, die Willenskraft, ja selbst die Phantasie ebenso wichtig seien wie Intelligenz oder Urteilskraft. „Wohin wären Newton oder Napoleon gekommen“, schreibt einer, „wenn sie nicht außer Verstand auch Phantasie besessen hätten?“

Jones: Richtig! Und wie stellen Sie sich zu dieser Frage?

Burt: Ich lasse den Einwand gelten. Allein das Leben ist kurz und die Psychologie ein weites Feld. In zwei halbstündigen Vorträgen

konnte man bloß gewisse Teilfragen herausarbeiten, darum beschränkte ich mich vorerst auf die Verstandesseite, was aber keineswegs besagen will, daß ich Gefühl und Charakter als unwichtig außer acht lasse.

Jones: Warum halten Sie die beiden auseinander? Meinen Sie nicht daß das ein wenig irreführend sein könnte?

Burt: Ich will da durchaus keine Trennung konstituieren und behandle sie nur aus didaktischen Gründen jede für sich. Man kann den Geist natürlich nicht entzweispalten. Intelligenz und Charakter — die Verstandes- und die Gefühlsseite — sind (darin stimme ich Ihnen vollständig bei) untrennbare Teilansichten. Wir erkennen den Verstand leicht, er leuchtet uns ein, wir wissen am meisten von ihm. Es erschien daher zweckdienlich, den menschlichen Geist vorerst von der Verstandesseite her zu betrachten, ehe man ihn sozusugen umkehrte, um nachzusehen, was darunter liege. Der Verstand steht an erster Stelle, er ist unsere vorherrschende Eigenschaft. Eine Katze oder eine Maus kann fühlen, doch nur das menschliche Wesen urteilen. Sie müssen zugeben, daß der Verstand zuerst kommt.

Jones: Ich kann wohl kaum zugeben, daß wir vom Verstand des Menschen mehr wissen als von seinem Charakter. Ein wichtigerer Punkt jedoch ist für mich, daß Sie, wie aus Ihrer Schilderung hervorgeht, den Verstand für eine unabhängig wirkende Kraft halten, während ich der Meinung bin, daß er stets durch Gefühlsmomente beeinflußt wird. Auch darin, daß Sie den Verstand für unsere beherrschende Fähigkeit halten, stimme ich nicht mit Ihnen überein. Nehmen Sie zum Beispiel ein paar unserer bedeutsamsten Entscheidungen im Leben, bei denen es in unserem Interesse liegt, so verständig als möglich zu urteilen, wie etwa die Wahl des Lebensgefährten oder, wenn wir in verantwortlicher Stellung sind, die Beschlußfassung über vitale Angelegenheiten der Allgemeinheit, wie Krieg oder Frieden; oder wenn es auch nur um den Abschluß einer Wette geht — in welchem dieser Fälle werden wir wohl unsere reine Vernunft sprechen lassen?

Burt: Nun — ich wette nicht eben häufig, und die Liebe ist bekanntlich sogar sprichwörtlich blind. Was nationale Fragen wie Staatsschuld oder Abrüstung anlangt, so hat sicherlich die „reine Vernunft" den Denker und Theoretiker richtigen Lösungen sehr nahe gebracht. Die Schwierigkeit für den aktiven Staatsmann

besteht in der Aufgabe, den kurzsichtigen Wähler zu bestimmen, sein augenblickliches Interesse zugunsten der allgemeinen Erholung der Wirtschaft und der Sicherung des Weltfriedens zurückzustellen. Diesbezüglich muß er alle Für und Wider abwägen.

Jones: Ja, es ist seltsam, daß es uns stets leichter fällt, die Unvernunft der anderen einzusehen.

Burt: Sie meinen, Vernunft heißt für uns gewöhnlich die Gesamtheit u n s e r e r Beweggründe, die der anderen ist das Unvernünftige schlechthin.

Jones: Ganz richtig. Gibt es etwas, was uns in diesem Augenblick einleuchtender erscheint als die Unvernunft der übrigen Staaten bei der Behandlung des momentan wichtigsten und dringendsten Weltproblems, der Kriegsschuldenfrage, verglichen mit unserer eigenen gesunden Einstellung? Doch brauchen wir uns bloß ein Dutzend Jahre zurückzuversetzen, um uns klar zu werden, welch phantastisch unvernünftige Entscheidungen wir bei der Friedenskonferenz trafen, als wir auf der Überweisung von ungeheuren Geldsummen eines Staates an andere Staaten bestanden, die wir bei kühler Überlegung als unmöglich oder verhängnisvoll hätten erkennen müssen.

Burt: Immerhin sind ein paar von uns inzwischen klüger geworden.

Jones: Ja. Aber hat das Studium von Lehrbüchern der Logik dabei eine Rolle gespielt? Sie scheinen wie die alten griechischen Philosophen zu glauben, daß alles ins Geleise käme, wenn Sie nur jedem Menschen die Regeln klarer Argumentation beibringen könnten.

Burt: Allerdings glaube ich das. Es kommt darauf an, daß der einfache Mann denken lernt. Und dieser Unterricht muß in der Schule beginnen. Die Vernachlässigung der Urteilsbildung — ich meine die Vernachlässigung des Unterrichtes in den Denkformen — ist die schwerste Unterlassungsünde der modernen Erziehung. Wie viele unserer sozialen und internationalen Wirren entspringen der Tatsache, daß die Mehrzahl von uns teils nicht denken k a n n, teils nicht denken w i l l. Es genügt, daß ein Chor von Zeitungen einen patriotischen Schlachtruf anstimmt, um ein Dutzend Völker in einen verheerenden Krieg zu stürzen. Eine Firma braucht nur grellfarbige Abbildungen ihrer Waren herzustellen, ein Verkäufer von Patentmedizin eine grauenhafte Krankheit zu schildern und zu verkünden, er sei imstande, sie mittels seine

Pillen zu heilen — schon stürzen wir hin, zu kaufen, ohne uns einen Moment zu besinnen, ob es sich wirklich lohnt, diese Dinge anzuschaffen. Anstatt dem Schulkind ein paar Brocken Naturgeschichte und Französisch, etwas Grammatik, Geometrie und ein paar Jahreszahlen einzutrichtern, müßten wir ihm beibringen, sich mit Alltagsproblemen wie Einkauf, Haushaltung, Bürgerkunde, kurz den Forderungen des Tages, logisch auseinanderzusetzen.

Jones: Das stimmt. Doch gehen unsere Meinungen wohl insoferne auseinander, daß, während Sie der Ansicht sind, daß der Mensch mehr logische Schulung braucht, ich glaube, daß es eher darauf ankommt, sich mit den Gefühlen zu befassen, die in sein Denken eingreifen. Ich kenne mehrere betrübliche Fälle von Leuten, die glaubten, auf Grund eifrigen Studiums von Lehrbüchern der Logik zu einer richtigen Lebensführung und einem vernünftigen Lebensplan gelangen zu können. Mir scheint ganz im Gegenteil, daß logisches Urteilen etwas außerordentlich Einfaches, jedem Kind Zugängliches ist, daß hingegen die Fehler, die die Menschen machen, wenn sie selbständig zu urteilen versuchen, nicht auf ihre Unfähigkeit zu logischem Denken zurückzuführen sind, sondern lediglich darauf, daß diese einfache Tätigkeit durch ihre gefühlsmäßigen Vorurteile behindert wird.

Burt: Und doch wird das Räderwerk des Gehirns zweifellos von Intellekt und Vernunft gelenkt. Wie wollen Sie ihre Gefühle im Zaum halten, wenn Sie es nicht fertig bringen, Ihre rohen Triebe der Vernunft zu unterordnen?

Jones: Vor allem ist es so, daß diejenigen, die ausschließlich unter der Gewalt ihrer Gefühle handeln, gar nicht ahnen, daß sie von diesen fortgerissen werden. Welchen Sinn kann es haben, mit einem hoffnungslos voreingenommenen Menschen zu diskutieren, wenn er nicht einmal die Tatsache seiner Voreingenommenheit einzusehen imstande ist? Wie wollen Sie eines Gefühls Herr werden, wenn Sie nicht einmal wissen, daß es existiert, geschweige denn, in welche Richtung es treibt? Sie verstehen, worauf ich hinziele, nicht wahr? Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr darin, daß diese Kräfte gefühls- und nicht verstandesbedingt sind, sondern daß sie oft ganz unbewußt bleiben. Und der eigentliche Gegensatz besteht nicht zwischen Verstand und Gefühl, sondern zwischen den bewußten und unbewußten Faktoren, die unseren Alltag bestimmen. Hier liegt der Punkt, wo ich Ihren Ausführungen

nicht beistimmen kann. Sie behandelten das Denken, als wäre es gleichbedeutend mit bewußtem Denken. Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken und Gedankenverbindungen — dies alles sind Dinge, die uns klar zum Bewußtsein kommen, und so weit etwa führt Sie auch Ihre introspektive Psychologie. Es ist schwierig, einen Menschen davon zu überzeugen, daß seine Beweggründe irrational sind, und noch schwieriger, ihm begreiflich zu machen, daß, was er für die Motive seines Handelns hält, es keineswegs wirklich sind.

Burt: O, ich gebe ohne weiters zu, daß meine Vorträge nur die erste Hälfte der Angelegenheit enthielten. Ich wußte ja doch, daß Sie nach mir Ihre Vorträge halten würden. Doch wollen wir einmal ein konkretes Beispiel heranziehen. Ich erhielt einen Brief von einem Ihrer Hörer, den er wohl eher an Sie hätte richten müssen. Ein junger Mensch von 23 Jahren, der klagt, daß er jedes Interesse an seinem Beruf und alle Freude an seinen Zerstreuungen und Lieblingsbeschäftigungen verloren habe und zur Überzeugung gekommen sei, daß für ihn das Leben kaum der Mühe des Gelebtwerdens lohne. Er scheint hoffnungslos der Verzweiflung und dem Selbstmord zuzutreiben. Was ihn so elend mache, wisse er nicht, der Psycholog möge es ihm gütigst mitteilen.

Jones: Und der Psycholog ist natürlich dazu nicht imstande, und könnte er es, würde es nichts nützen. Denn er würde ihm keinen Glauben schenken.

Burt: Wenn er es demnach nicht weiß, wir es nicht wissen, und er, selbst wenn man ihn belehren könnte, uns doch nicht glauben würde, was würden Sie vorschlagen zu tun?

Jones: Sie müßten ihm behilflich sein, herauszufinden, was ihn hindert, die Quelle seines Leidens zu erkennen. Vielleicht liegt verborgener Haß gegen ein Mitglied seiner Familie zugrunde.

Burt: Sie meinen, daß er seinen Vater oder seinen Bruder haßt? Natürlich läßt sich nicht erwarten, daß er ein solches Gefühl einbekennt.

Jones: Gewiß nicht, denn er will es ja nicht glauben. Diesen Punkt haben wir noch nicht klargestellt. Er erkennt sein Leiden nicht, weil etwas ihn abhält, den Dingen offen ins Gesicht zu sehen, eine hemmende Macht, die wir Widerstand nennen, und die seine tiefsten Beweggründe nicht an die Oberfläche läßt. Ehe wir seine Motive bekämpfen, müssen wir der Kräfte Herr werden, die sie verdrängen.

Burt: Der arme Mann gerät immer tiefer in seine Hilflosigkeit. Da liegt er als Opfer auf der Folterbank, von grausamen Händen festgehalten, unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Dem Himmel sei Dank, daß Sie und ich und wir übrigen normalen Menschen von diesen verdrängenden Kräften verschont sind.

Jones: Aber Sie haben ja meine ganze Beweisführung falsch aufgefaßt. Wir haben diesen armen Jungen nicht als Ausnahmsfall, sondern als typisch zu betrachten. Ich wollte zeigen, daß jedes menschliche Wesen bei seinem Handeln von Kräften geleitet wird, die ihm mehr oder weniger unbewußt bleiben.

Burt: Dann sind wir also bloß Marionetten — Holzfiguren, die umhertrippeln, wie eben die Schnüre gezogen werden! Vernunft und Willenskraft zählen nicht! Das menschliche Verhalten ist das unentrinnbare Ergebnis blinder Ursachen!

Jones: Es mag ja zuerst befremdlich klingen, das gebe ich zu. Doch wenn Sie es recht bedenken, sind diese unbekannten Kräfte, wiewohl von uns nicht erkannt, letzten Endes nicht äußere Einflüsse, sondern ein wesentlicher Teil unseres eigenen Ichs. Wenn wir zuerst von ihnen hören, kann es geschehen, daß wir zurückschrecken, als erführen wir, daß unser Leben ohne unser Wissen von außer uns befindlichen Mächten gelenkt werde — etwa wie die Astrologen die Sterne als Schicksalslenker ansehen. Wenn wir uns vor Augen halten würden, daß es sich da um eine Sache handelt, die unser Innerstes betrifft, wären wir eher gewillt, größere Verantwortung für uns selbst auf uns zu nehmen.

Burt: Sie räumen also ein, verehrter Freund, daß wir für uns selbst verantwortlich einzustehen haben? Wie steht es nun aber um die Verantwortlichkeit der anderen — des Diebes, Mörders, Erpressers und all der übrigen jungen Verbrecher, die ich Tag für Tag zu begutachten habe? Sollen wir sie schärfer zur Verantwortung ziehen als bisher?

Jones: Ganz im Gegenteil. Unsere vermehrte Erkenntnis würde uns auch belehren, daß eben der Verantwortungsfähigkeit des Einzelnen feste Grenzen gesteckt sind, mit der glücklichen Ausnahme derjenigen, denen es gegönnt ist, auch besagte vermehrte Erkenntnis ihr Eigen zu nennen.

Burt: Ich will Ihnen einen konkreten Fall vorlegen: Man weist mir einen Burschen zur Untersuchung zu, der sich herumtreibt und

da und dort Heuschober und Scheunen in Brand steckt, ohne auch nur zu wissen, wem sie gehören. Sein Geisteszustand erweist sich als völlig normal. Ist er zur Verantwortung zu ziehen oder nicht?

Jones: Wir müssen selbstverständlich seine Handlungen ins Kalkül ziehen. Das ist aber nicht das Gleiche.

Burt: Was würden Sie tun?

Jones: Ich würde mich vor allem auf den Standpunkt stellen, daß mit Bestrafung allein in diesem Falle nichts getan ist. Unsere gesamte Erfahrung, sowohl die bei der Beobachtung der Verbrecher-Lebensläufe gewonnene wie die, die wir dem genauen analytischen Studium von Einzelnen verdanken, zeigt unwiderleglich, daß Bestrafung öfter verschlimmert statt zu bessern.

Burt: Ganz meine Meinung — jedenfalls gilt das für neun von zehn Fällen. Was soll also geschehen? Soll man die Leute straffrei ausgehen lassen?

Jones: Sie meinen, so wie es nach dem neuen Gesetzentwurf für Erstvergehen jetzt gemacht wird? Das scheint sich nicht sehr bewährt zu haben. Es muß also doch wohl tatkräftiger vorgegangen werden, wiewohl es zweifellos Fälle gibt, wo der Allgemeinheit besser gedient wäre, wenn man gewisse Übeltäter unbestraft ließe, statt sie zu regelrechten Verbrechern zu machen. Nein! Ich würde trachten, dem Manne behilflich zu sein, seine gemeinschädliche Neigung loszuwerden, die er oft ebensosehr beklagt wie die anderen.

Burt: Ausgezeichnet, wenn das durchführbar ist. Ist es durchführbar?

Jones: Sicherlich in sehr vielen Fällen. Durch Anwendung moderner Methoden, wie sie dem Psychoanalytiker zu Gebote stehen. Und das würde die Allgemeinheit weit billiger zu stehen kommen als unser gegenwärtiges kostspieliges System der Verbrechensbekämpfung.

Burt: Nun, auf diese Art wäre vielleicht seine Abrechnung mit der Gesellschaft zu ordnen. Wie aber würde sich die Geistlichkeit hinsichtlich der Ordnung seiner jenseitigen Abrechnung verhalten?

Jones: Eines scheint mir gewiß — sie würde bei der Lösung dieser Frage nicht die Vernunft heranziehen.

Burt: Ebensowenig aber auf Ihre langen und verwickelten Erläuterungen hören! Sicherlich würde der Theologe daran festhalten, daß bei der Schluß-Abrechnung keine Entschuldigungen angenommen werden.

Jones: Mag sein. Aber bedenken Sie doch nun, was für Rechtfertigungen man gegenwärtig gelten läßt. Es braucht Einer bloß zu sagen: „Es tut mir leid, ich habe vergessen“, um sich von aller Verantwortung entlastet zu betrachten. Nur ein einziges Wesen wird ihm die Verantwortung für sein Gedächtnis aufbürden — seine Geliebte. Er wird sich hüten, ihr zu erzählen, daß er aus Vergeßlichkeit das Stelldichein versäumt hat!

Burt: Aber das Gedächtnis ist eine intellektuelle Gabe. Sie vertreten offenbar die Ansicht, daß der Wille und die Gefühle starken Einfluß nehmen auf die Auswahl dessen, was vergessen und erinnert wird?

Jones: Bei unserer analytischen Tätigkeit des Entwirrens der Erinnerungen des Patienten und der Beobachtung, ob er verschiedene Ereignisse, Namen, Daten u. s. f. im Gedächtnis behalten habe oder nicht, merken wir, daß viel davon abhängt, ob die in Frage stehende Erinnerung mit einem verdrängten Gefühl zusammenhängt. Etwas in ihm ist geneigt oder abgeneigt, sich zu erinnern, und jenes Etwas ist keineswegs identisch mit einer bewußten Absicht.

Burt: Was taugt dann aber unsere bewußte Zielsetzung? Wir streben und kämpfen — alles zwecklos! Meinen Sie nicht, daß Sie doch unsere Fähigkeit, unsere Handlungsweise abzuwägen und zu bestimmen, allzu gering einschätzen?

Jones: Eigentlich nicht, lieber Professor. Es ist wohl richtig, daß ich nicht allzuviel von unserer bewußten Zielsetzung halte, doch besitzt der Mensch in seinem Innern ein ungeheuer mächtiges Aufsichtsorgan. Worauf es ankommt, ist, inwieweit sein bewußtes Ich mit diesem Aufsichtsorgan in Einklang steht.

Burt: Immerhin sind die meisten Leute der Ansicht, daß ihrem bewußten Wollen unabhängige Kraft innewohnt, und daß es ihr Denken bis zu einem gewissen Ausmaß lenkt. Ist das etwa völlig illusorisch? Wenn ich jetzt so mit der Faust auf den Tisch schlage, bin ich von der Überzeugung durchdrungen, daß ich das tat, weil ich es zu tun beabsichtigte. Und die meisten von uns sind überzeugt, daß wir imstande sind, vermittels bloßer Willensanspannung an eine beliebige Sache, einen Namen, eine Jahreszahl, zu denken, ohne dabei im mindesten von persönlichen oder Gefühlsmomenten beeinflußt zu sein.

Jones: Wollen wir einmal die Probe darauf machen! Denken Sie sich

eine Zahl, so wie man das bei unerem alten Kinderspiel machte, und zwar eine lediglich vom Zufall bestimmte, gerade wie wenn Sie ein halbes Dutzend Würfel auf den Tisch geworfen und die Summe addiert hätten.

Burt: Gut. Die erste Zahl, an die ich denke, ist 654. — Ach, nein! Das ist ja meine eigene Telephonnummer. Ich will's nochmals probieren: 3025.

Jones: Nun konzentrieren Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Zahl, an die Sie gedacht haben, und sagen Sie mir, was Ihnen durch den Kopf geht.

Burt: Ich sehe die beiden ersten Ziffern geschrieben oder gedruckt — wie eine Hausnummer sieht es aus, die Zahl über einem Haustor.

Jones: Weiter. Woran erinnert Sie dieses Tor?

Burt: Es ist das Tor des Hauses, in dem ich voriges Jahr um diese Zeit wohnte.

Jones: Und die zweite Zahl? 25? Fällt Ihnen dazu etwas ein?

Burt: O, sicherlich! Der 25. Dezember — Weihnachten. Aber wollen Sie mir doch nicht etwa einreden, dies sei eine Wunscherfüllung und ich sehne mich in das frühere Haus zurück, weil —

Jones: Nun, es war an Ihnen, auf den Wunsch hinzudeuten, wenn diesem Einfall einer zugrunde liegen sollte — und Sie haben das auch tatsächlich getan — und es ist Ihnen der Gedanke gekommen, dort zu sein, wo Sie voriges Jahr um diese Zeit waren. Und Ihre erste Zahl, die Sie zurückwiesen, war Ihre eigene Telephonnummer zuhause. Doch haben Sie zu rasch abgebrochen. Sie kamen bis Weihnachten.

Burt: Weihnachten — Geburtstage — das alte Haus auf dem Lande, wo in meiner Kindheit alle unsere Feste gefeiert wurden — Meilensteine — das herannahende Alter — Na, ich denke, wir würden uns alle wünschen, noch einmal jung werden zu können!

Jones: Wie dem auch sei, Sie müssen zugeben, daß diese beiden Zahlen mit sehr tiefsitzenden persönlichen Interessen in Zusammenhang standen. Sie waren auch bereits bei der Erinnerung an frühe Kindheitsfreuden angelangt, als Sie abbrachen.

Burt: Ich gebe zu, daß uns in bestimmten Fällen Dinge deshalb durch den Kopf gehen, weil ein starkes Gefühl hinter ihnen steht. Doch ist ein einzelnes Beispiel noch kein Beweis, daß es sich da um eine allgemeine Regel handelt. Meine Frage ist eher so zu formulieren: Gibt es also n i e m a l s etwas wie bloßes Un-

gefähr oder reinen Zufall? Wollen Sie behaupten, daß a l l e s, was ein Mensch sagt oder tut, schicksalsmäßig bedingt ist?

Jones: Darf ich dieser Frage eine andere entgegenstellen? Wie erklären Sie sich die seltsame Tatsache, daß die Menschen so hartnäckig darauf bestehen, belanglose Dinge, wie der Schlag auf den Tisch oder der Einfall einer Zahl, seien allein von ihrem freien Willen abhängig, während sie bezüglich wirklich wichtiger Lebensentscheidungen selten einen derartigen Anspruch erheben? Ein Mann, der irgendwie fähig ist, seine inneren Regungen zu beobachten, wird nicht behaupten, daß er sich aus eigener freier Wahl in ein bestimmtes Wesen verliebt habe, sondern die Sache so hinstellen, daß etwas an ihr ihm solchen Eindruck machte, daß es ihn unwiderstehlich anzog. Ist er eine harmonische Natur, dann wird sein bewußter Wille mit diesem Drang in Einklang stehen und er wird seine Entschließung als frei gewählt empfinden. Das ist es, was Freiheit des Willens psychologisch bedeutet.

Nehmen Sie ferner einen Mann, der eine lebenswichtige Berufsentscheidung zu treffen hat. Er wird intensiv über die Sache nachdenken, sich aber schließlich von etwas bestimmen lassen, was er als Instinkt bezeichnet oder auch als das sichere Gefühl, daß gerade dieser Weg der für ihn richtige sein müsse. Der Priester meint in anderen Worten das Gleiche, wenn er von innerer Berufung spricht.

Burt: Ich glaube zu merken, worauf es Ihnen hauptsächlich ankommt. Sie meinen, daß der menschliche Geist nach bestimmten Gesetzen handelt und daß das, was für die großen Dinge gilt, auch für die kleinen und selbst für die eben erwähnten trivialen Beispiele Geltung haben muß. Alle unsere Handlungen unterliegen bestimmten Ursachen oder Gesetzen.

Jones: Ja, das Beispiel mag trivial sein, doch das Prinzip, um das es hier geht ist von höchster Bedeutung. Ich behaupte, daß alle sozialen Einrichtungen, ja alle soziale Theorie — Gesetze, Politik, Wirtschaft —, ebenso wie das Studium des Einzelnen auf der Voraussetung aufgebaut sein müssen, daß alles menschliche Tun von betimmten Ursachen, wenn auch unbewußten, abhängig ist. Die gegenwärtigen Theorien des Anwalts, des Politikers gehen verzweifelt in die Irre. Sie betrachten jeden Menschen als Vernunftwesen, das sich bei seinem Tun von sorgfältigen

Berechnungen des sich ergebenden Übergewichtes an Lust oder Schmerz leiten läßt. Sie und ich wissen und jeder Psychologe weiß, wie überaus irrig und schädlich diese Lehre ist. Nur ein Philosoph, der seine Gefühle beim Betreten seines Arbeitszimmers abschüttelt, konnte eine solche Theorie ausarbeiten, und es ist höchst verwunderlich, daß sie von praktischen Menschen anerkannt wird.

Burt: Da bin ich natürlich einer Meinung mit Ihnen, lieber Dr. Jones. Man braucht nur seine Mitmenschen, ja das eigene Verhalten Tag für Tag zu beobachten, um zu entdecken, daß neunzig Prozent der Dinge, die wir tun und sagen, mehr oder weniger irrational sind. Wie weit das auf Gefühl und wie weit einfach auf Unbeherrschtheit und Zerfahrenheit zurückzuführen ist, ist vielleicht nur graduell verschieden.

Jones: Nun, wenn das ihre endgültige Meinung ist, lieber Professor Burt, dann darf ich Sie wohl als bekehrt betrachten. Wenn Sie sagen, daß neunzig Prozent unserer Handlungen nicht dem Verstand, sondern einer Instanz zuzuschreiben sind, die Sie Gefühl nennen mögen und die ich als unbewußte Motive bezeichne, dann darf ich wohl mit unserer Diskussion zufrieden sein. Ob neunzig oder hundert Prozent, darüber brauchen wir nicht zu streiten. Das Wesentliche ist, einzusehen, daß die meisten unserer Handlungen uns tatsächlich vom Gefühl oder vielmehr vom unbewußten Impuls souffliert werden, und wir uns erst nachträglich unsere Rechtfertigungsgründe dazu erfinden. Ich für meinen Teil will mich gerne dazu verstehen, dem Verstand die höchste Wertung zuzubilligen, so oft er sich durchzusetzen vermag. Was leider nicht oft vorkommt.

Johann Peter Eckermann

Von

Eduard Hitschmann

Vortrag, gehalten im „Wiener Goethe-Verein", den 4. Februar 1933.

Meine Damen und Herren!

Wenn wir für eine geraume Zeit auf den klassischen Boden von Weimar und zu seiner Blütezeit zurückkehren wollen, mag es nicht unangepaßt sein, mit einem bekannten Satz von Schiller zu beginnen. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun."

Der Mann aber, der heute im Mittelpunkt unseres Interesses stehen soll, Johann Peter Eckermann, ist kein gewöhnlicher Kärrner und nicht mit Massenpsychologie abzutun.

Er durfte sich ja Goethes Freund und Mitarbeiter nennen, einer Gilde von Menschen zugehörig, die trotz des demokratischen Fortschrittes der Zeiten noch immer nicht organisiert sind. Die Freunde und Mitarbeiter der großen Geister haben noch keine Gewerkschaft.

Vielleicht gerade darum gehört die Beziehung Jünger und Meister, freiwilliger Mitarbeiter und führender Geist zu den schönsten menschlichen Beziehungen. Vermutlich gelingt es uns bei der Betrachtung des Verhältnisses Eckermanns zu Goethe auch Generelles über die tieferen Zusammenhänge solcher Beziehungen festzustellen.

Der gemeinsame Zweck, den Goethes und Eckermanns Zusammenarbeit verfolgte, war nicht — wie sonst oft — eine wissenschaftliche Lehre oder der Dienst an einer politischen Partei, sondern erstens die Vollendung des Königsbaues des Goetheschen Werkes und zweitens die Fertigstellung jenes auf Eckermanns Initiative zurückgehenden, später so weltberühmten Buches: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" von J. P. Eckermann.

Die Gespräche mit Eckermann hat Nietzsche das beste deutsche Buch genannt, es gehört zu den vielgelesensten und gilt so manchem als Brevier, aus dem er des Abends Worte der Weisheit holt oder seine Freude an der Gestalt des großen Universellen, des Kosmopoliten, des Humanisten erneuert. Der Leser betritt das Haus Goethes, sieht und hört ihn wie leibhaftig, so meisterhaft hat Eckermann die Gestalt und das Wort seines großen geliebten Meisters festgehalten.

Es ist das Bild des Olympiers Goethe, ein idealisiertes Bild. Aber jenes Bild von Goethe, das bei den Gebildeten aller Völker als Vorbild edelsten Menschentums gilt, das Bild eines Erfurcht einflößenden, machtvollen Mannes im Reiche der Geister. Das Volk fühlt ihn als Verkörperer der Volksseele, als Ahnherrn des Geschlechtes: und tatsächlich erscheint diese Figur Goethes in Träumen als Symbolgestalt des Vaters.

Während die engsten Zeitgenossen, so vor allem die autoritativen, Kanzler Müller, Riemer, Soret und Ottilie von Goethe, die Zuverlässigkeit der Überlieferung der Gespräche verbürgten, haben genauere Forschungen, so insbesondere der Vergleich mit Goethes Tagebüchern durch Prof. Castle, Zweifel und Anstände genug ergeben. Auf tausend Besuche bei Goethe ergeben sich nur 250 Gespräche, hat man vorwurfsvoll ausgerechnet. Der strenge Kritiker Petersen kommt sogar zu dem Schlusse, daß die Gespräche, wenn wir sie zu Goethes Biographie verwenden wollten, immerhin den Titel — „Dichtung und Wahrheit" führen müßten. Es fehlt der leidenschaftliche, sarkastische, zornige, der niedergeschlagene, unzugängliche Goethe! Man hat sich dann zu dem höheren Standpunkt durchgerungen, einzusehen, daß — wenn auch tatsächlich nur alle auch von anderen veröffentlichten, mehr realistischen Gespräche zusammengehalten erst das richtige Bild Goethes geben — eben nicht nur die Ähnlichkeit der Zweck eines Porträts sei, sondern es gerade als Eckermanns künstlerische Leistung zu rühmen ist, Goethe uns in der majestätischen Heiterkeit vollendeten, schlackenlosen Menschentums darzustellen. Eckermanns Gespräche sind das lebendigste Werk aus der übergroßen Goetheliteratur, Goethes Vermächtnis an die Nachwelt, vermittelt durch seinen treuesten Jünger.

Unser Interesse an dem Mittelsmann, der uns dieses Bild Goethes mit so ausgezeichnetem reproduktivem Talent überliefert hat, ist also ein lebhaftes, sehr berechtigtes.

Vom Hüter der Kühe in einer dem Städteverkehr entlegenen Heide, von Ährenlesen für die Mutter und Hausiergängen mit dem schwer beladenen Vater — sich emporzuarbeiten zum Mitarbeiter und Freunde des größten Dichters und Menschen seiner Zeit, ist nicht so selbstverständlich und bildet des Rätselhaften genug.

Immerhin ist das Material über die Kindheit natürlich ein nur spärliches; aber zwei autobiographische Skizzen, die Einleitung zu den Gesprächen, ausführliche Kommentare zu denselben, neu aufgefundene Tagebücher Eckermanns, seine Briefe und die darauf fußende zwei-

bändige Biographie Houbens geben uns manch wichtigen Fingerzeig zur Lösung unserer Aufgabe.

*

Lassen Sie uns zunächst noch hören, was denn Goethe selbst über Eckermann geäußert hat:

Er nannte ihn „einen gar feinen und stillen Jüngling", würdigte seine Verdienste in einem Brief an Zelter als „ganz unschätzbar"; nannte ihn auch gelegentlich eine „zusammenschleppende Ameise". Eckermann sei ihm „von bedeutender Beihilfe", sehe „mit löblicher Geduld seine alten hoffnungslos zugeschnürten Manuskriptenmassen" durch. „Eckermann", heißt es anderswo, „versteht am besten literarische Produktionen mir zu extorquieren; . . so ist er vorzüglich die Ursache, daß ich den Faust fortsetze". Aber nicht nur zum zweiten Teil des Faust hat Eckermann anregend gewirkt, auch den vierten Teil von Dichtung und Wahrheit hat er „extorquiert".

In einem Brief an Carlyle schätzte Goethe seinen Helfer, wie folgt, ein: „Eckermanns zartes und zugleich lebhaftes, man möchte sagen, leidenschaftliches Gefühl ist mir von großem Wert, indem ich ihm manches Ungedruckte, bisher ungenutzt Ruhende vertraulich mitteile, da er denn die schöne Gabe besitzt, das Vorhandene, als genügsamer Leser, freundlich zu schätzen, und doch auch wieder nach Gefühl und Geschmack zu Forderndes deutlich auszusprechen weiß."

Wir wissen, daß das Wort „rein" ein Lieblingswort Goethes war; so wird uns denn die Verteidigung Eckermanns, in der das Wort „rein" gleich zweimal vorkommt, Besonderes sagen:

Eckermann hatte Marianne von Willemer besucht, die „etwas Scheues, Zurückhaltendes, Räthselhaftes" an ihm feststellte. Goethe aber antwortet ihr auf diese Mitteilung: „Das Problematische an Eckermann löst sich auf, wenn man erkennt, daß er eine einfach reine Seele ist, die mit sich und der Welt ebenfalls gern rein sein möchte. Wie wenige jedoch gelangen dazu! Ein Wesen wie das seinige kann sich nur nach und nach offenbaren."

Bald gebraucht der 75jährige dem 32jährigen gegenüber die Anrede „Mein Kind", „Mein liebes Kind".

Er hat dessen unbedingte Hingabe an seine Person erkannt, deren Worten Eckermann wie Offenbarungen einer Gottheit lauscht, um sie oft zu Hause getreulich niederzuschreiben, sie für die Ewigkeit zu bewahren.

Gern läßt Goethe sich von Eckermann in angeregte Gespräche verwickeln, um im Wege der Unterhaltung aus der Schatzkammer

seines Innern, das der ganzen Welt zugewendet ist, Weisheiten und Urteile hervorzuholen, die sonst ungesagt und ungeschrieben verblieben wären.

*

Meine Damen und Herren! Zunächst muß ich einen kurzen Abriß der äußeren Ereignisse von Eckermanns Leben geben.

Er wurde geboren als Kind armer biederer Eltern in einem kleinen Ort zwischen Lüneburg und Hamburg; er war ein Spätling. Zwei Söhne der ersten Frau waren als Matrosen ausgefahren; zwei ältere Schwestern waren — als er 10 Jahre zählte — in Dienst außer Hause.

Er mag etwas einsam zwischen den bejahrten Eltern gestanden haben; aber offenbar war er von allen verzogen und man wollte für ihn etwas opfern, falls er eine Begabung zeigte.

Er war schwächlich, daher „zum Schneider geeignet". Aber als er einmal ein Pferd von Vaters Tabak-Paket nachzeichnet, soll er ein Maler werden. Es zeigt nun den Bildungsgrad der Leute, daß vom Malerwerden abgesehen wird, weil eine Schwester berichtet, Maler müssen auf hohen Gerüsten stehen, wo man herunterfallen kann; sie meinte wohl Anstreicher.

Man rät ihm an, Freitische zu essen, um stärker zu werden. Immerhin ist er zu schwach für ein Handwerk und so überwiegt das Intellektuelle; das Ideal einer fixen Beamtenstelle schwebt ihm denn sein ganzes Leben vor, wird aber nur vorübergehend sein Beruf.

Daß er sich als Freiwilliger für ein Feldjäger-Corps meldet, zeigt von seinem Ehrgeiz, aber er macht sich krank.

Er erwacht dann immer klarer zum Erfassen einer höheren Welt.

Als Knabe schon hat er Gedichte gemacht: er ahmt auch mit Erfolg Körners Kriegsdichtungen nach, schwärmt vom Dichterwerden, studiert, um die zum Dichten ihm nötig erscheinende Gelehrsamkeit zu erwerben; er erwärmt sich für Schiller und erhitzt sich für Goethe, den Mannigfaltigen, den Meister.

Mit 26 Jahren verlobt er sich mit Hannchen Bertram, die aber 13 Jahre seine Braut bleibt, ehe er sie heimführen kann.

Denn er ist nun ganz in Goethes Bann getreten, hat ihm ein Bändchen unbedeutender Gedichte gesendet, allerdings eine kühle Antwort bekommen. Aber Goethe erfüllt alle seine Träume. Eckermann wandert nach Weimar, um Protektion bei einem Verleger für ein literarisches Werkchen zu erbitten; eigentlich aber, voll der Sehnsucht, Goethe einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein.

Und nun vollzieht sich in dem ersten Besuch bei Goethe — ein Schicksal! Goethe sucht gerade einen jungen Helfer; der kräftige, resolute Schubarth ist nicht zu haben; aber der 31 jährige Eckermann, fast weiblich anschmiegsam, ist leicht festzuhalten, ist er doch bei Goethe am Ziel seiner Wünsche und Phantasien. Seiner eigenen Bahn ist er nur zu leicht zu entfremden; Goethe warnt ihn vor größeren Arbeiten, rät zur Bearbeitung von Überliefertem.

Viel mehr aber wird er in Anspruch genommen durch das Ordnen „eines Haufens starker Konvolute von Papieren", wird herangezogen zu Gesprächen über Goethes Pläne, geht bald auch in der Farbenlehre auf, und beginnt nun sein Leben für Goethe zu leben, der — wie Eckermann der immer ungeduldiger werdenden Braut schreibt — „sein einziges Glück in Weimar ist".

Er lebt spärlich von Unterrichtsstunden an junge Engländer; Armut bleibt der Hintergrund seines Lebens. „Meine Armut ist mein Unglück", schreibt er Hannchen, „und darüber gehen die schönsten Jahre meines Lebens hin."

Solche Stimmungen unterbrechen die Glücksgefühle im Zusammenleben mit Goethe sowie die Arbeit an den Gesprächen, die Goethe begutachtete, aber im Erscheinen aufschob.

Endlich kann Eckermann heiraten, aber nach einem Jahr schon stirbt die junge Frau im Wochenbett; ein Söhnchen bleibt zu erziehen und zu versorgen.

Dann stirbt Goethe nach fast neun Jahren beglückender, gemeinsamer Arbeit; eine geistige Symbiose hat ihr Ende gefunden. Eckermann steht da, „wie ein natürlicher Sohn, der im Testament vergessen wird".

Er hat nun an der Gesamtausgabe Goethescher Werke, 44 Bänden, mitzuarbeiten, er wird zu Hofe geladen, wird Hofrat, aber ist der Knecht der elenden 300 Thaler von Hofe, die ihn zum Leibeigenen machen, ihn an das Weimar fesseln, das er gern mit seiner geliebten Heimat und ihrer Freiheit vertauscht hätte. Drei Jahre hat er einen verbitternden ungerechten Prozeß mit Brockhaus, er lebt in Not und Schulden. Sein Sohn, der Malertalent hat, ist ihm der einzige Trost.

Eckermann ist eine Sehenswürdigkeit Weimars geworden, lebt der Natur und seinen geliebten Tieren. Ein Besucher vergleicht seine Abgeklärtheit mit der des Landpredigers von Wakefield.

Und so schließt er eines Tages als müder Mann, als verbitterter Sonderling sein Leben der Selbstlosigkeit.

*

Vom ersten Zusammentreffen mit Goethe berichtet Eckermann, er sei glücklich verwirrt in seinem Anblick gewesen, habe das Reden über seinem Anblick vergessen und sich an ihm nicht sattsehen können. Es war ihm bei Goethe unbeschreiblich wohl. Bald erlebt er das Glück, aus allem zu sehn, daß Goethe ihn zu den Seinigen zählt. Ein andermal scheint Goethe, dessen Schönheit oft betont wird, „heiter und jung, wie der beginnende Lenz". Noch im Jahre 1827 heißt es enthusiastisch in einem Brief an Hannchen: „Goethe ist nach wie vor hier in Weimar mein einziges Glück . . es ist unglaublich, wie sein Geist immer so frisch und jung bleibt und sein Körper immer so schön, trotz den 78 Jahren."

Als Eckermann nach Jahren auf seinem ersten mißlungenen Fluchtversuch aus Weimar von Goethe einen freundlich-herablassenden Brief bekommt, antwortet er wieder „mit den Gesinnungen der höchsten Liebe" und berichtet, wie sehr ihn der Brief beglückt habe, „so daß er ihn Gott weiß wie oft auch zwischen Kornfeldern und Dörfern gelesen habe".

Die Eigenart dieser Beziehung sucht Eckermann selbst in der Vorrede zum dritten Band der Gespräche zu deuten: „Mein Verhältnis zu ihm war eigentümlicher Art und sehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meister, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen . ." — Schwärmerisch heißt es dort auch: „Er war immer derselbige und immer ein anderer . . . (Zuweilen) war er wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Wiesen rieselt. Dann war es eine Lust, ihn zu hören; seine Nähe war dann beseligend, und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten . ."

Mit der Hervorhebung der Vater-Sohnbeziehung zwischen Goethe und sich selbst, hat Eckermann wohl das Tiefste über diese Beziehung gesagt.

War er doch selbst, nach seinen autobiographischen Angaben, dem Vater ganz besonders zugetan gewesen, der auch seinerseits den spätgeborenen Knaben auszeichnete.

„Als ich so weit herangewachsen war, pflegte ich den Vater auf seinen Touren zu begleiten und einen Bündel tragen zu helfen, und ich erinnere mich dieser Zeit als einer für mich sehr glücklichen (denn ich ging nicht gerne in die Schule) . . Wenn wir bei Tage auf einer öden Heide wanderten und ich zuweilen etwas zurückblieb, so wurde

mir bange und ich eilte meinem Alten nach und schmiegte mich an seinen Arm und sah bange rücklings umher . . . Nachts lag ich bei ihm auf der Streu . . . und ich drängte mich mit kindlicher Liebe recht dicht an ihn hinan und schlief süß ein . . . "

Dieser nicht mehr junge Vater und der Sohn, der ihm auf gemeinsamen Wanderungen tragen hilft und nachts in den Herbergen sich ängstlich an ihn schmiegt — ein einprägsames Bild.

Kein Zweifel: Eckermann fand in dem greisen Goethe wieder einen Vater, dem er helfen sollte, zugleich einen geistig erhöhten Vater, einen idealen Lehrer und Förderer. Das in der Kindheit tiefst erlebte Vaterverhältnis wiederholte sich und gab den Unterton berauschender Beglückung. Belehrtwerden, Befruchtetwerden waren tiefstes Bedürfnis; nichts von Auflehnung ist hier zu finden.

„Das Glück, das ich durch mein immer innigeres Verhältnis mit Goethe genieße, ist so groß, daß mir kein Mensch in der Welt dafür Ersatz geben könnte, so wie Goethe selbst in der Welt nicht seinesgleichen hat", schreibt Eckermann an seine Braut. Die Liebe zu ihr und die zu Goethe geraten in Konkurrenz. Als Goethe nolens volens Eckermann rät, eine Archivstelle in Hannover anzunehmen, wodurch er dort heiraten könnte, gesteht dieser seiner Braut: „Ich war still beglückt über Goethes Liebe und in Hoffnung einer glücklichen Existenz mit Dir; aber es schlich sich ein wehmütiges Gefühl mit ein, wenn ich bedachte, daß ich mich von dem herrlichen Goethe trennen sollte." Was denn auch unterblieb!

*

Eine psychologisch-biographische Studie darf natürlich an den Tatsachen der Vererbung und der Konstitution des Untersuchten nicht vorübergehen. Über die Charaktere der Anverwandten Eckermanns ist aber nichts berichtet.

Hingegen ist seine körperliche Konstitution eine deutlich schwächliche und kränkliche. Als Kind schon erweist er sich zu schwach zum Handwerk, nur zum Schneiderwerden rät man ihm, weil er so „kleinlich gewachsen" wäre. Später hören wir ihm Freitische empfehlen zur Stärkung seiner Zartheit; von solchen Freitischen ist er — nebenbei gesagt — nie mehr ganz losgekommen.

Als er sich freiwillig zum Mitmachen eines Feldzuges gemeldet und ihn überstanden hat, erkrankt er in der Folge ernstlich. Auch später ist er oft krank, erkältet; oft wenn es gerade am wenigsten paßt, so vor

der italienischen Reise mit August Goethe. In Italien leidet er sehr unter der Hitze, bekommt in Rom die Cholera, ist erschöpft. Auch an seiner frühen Heimkehr mag Angst mitgewirkt haben.

Wir wissen, daß ein häufiges Erkranken mit auf seelischer Veranlagung beruhen kann und neigen hier zu dieser Annahme.

Erkrankt, hat er nicht immer die Energie, sich herauszureißen. Da ist denn die Stelle der Gespräche sehr charakteristisch, da er Goethe klagt, seit Wochen schlecht zu schlafen, an unruhigen Träumen zu leiden, in denen er sich auch herumstreitet, und die ihn am Tage abgespannt machen, sowie zu jeder Tätigkeit Lust und Gedanken nehmen. Goethe beruhigt ihn, diagnostiziert eine kleine Stockung und rät zu einigen Gläsern Mineralwasser oder ein wenig Salz. Eckermann aber tut nichts dazu, leidet weiter. Goethe reißt die Geduld, er kann nicht umhin, Eckermann ironisch anzulächeln und zu verhöhnen. Goethe vergleicht ihn mit dem Vater des Tristram Shandy, der sich ein halbes Leben über eine knarrende Tür ärgerte, und nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beseitigen. Diese mangelnde Energie zum Purgieren ärgert Goethe sichtlich sehr, denn er geht auf und ab, brummt aufgeregten Geistes vor sich hin und stößt von Zeit zu Zeit unverständliche Worte aus. Gegenüber dem arbeits- und genußfrohen narzißtischen Greis, der radikale Selbsthilfe verordnet, erscheint der ängstliche, klagende, aber im Leiden verharrende Schwächling besonders schwach.

Da Goethe ein andermal von italienischen Schluchten erzählt, erklärt Eckermann, vor solchen Schluchten Angst zu haben. Auch Angst vor Luftzug charakterisierte ihn sein Leben lang.[1]

Eckermann ist keine kraftvolle Persönlichkeit, gibt sich nie überlegen, zeigt keine Aggression, höchstens stillen Groll oder Resignation. Nur in seinen Jünglingsbriefen ist von Trotz und Haß gelegentlich die Rede. Später werden diese erfolgreich verdrängt. Als unbedankter Fürstendiener äußert er im Alter erst revolutionäre Gefühle.

Wie oft bei Personen, die aus kleinen Kreisen stammen und sich ducken mußten, ordnet er sich bescheiden unter, um so mehr als er die Befangenheit nie ganz los wird. Enge Verhältnisse bleiben ja der Hintergrund seines abhängigen Lebens, Unscheinbarkeit das Bild seiner Persönlichkeit.

So sagt er von sich: „Das mündliche Lehren und Wirken ist gar nicht meine Sache. Es fehlt mir alles rednerische Talent, indem ich

---

1) Vgl. Jones „Kälte, Krankheit und Geburt", Int. Z. f. Psa., IX, 1923, S. 260.

durch ein lebendiges Vis-à-vis mich immer bedingt fühle und selten zur Freiheit und kräftigem Hinstreben des Gedankens gelange!"

Ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Gattin noch nervöser, entschuldigt er sich bei Ottilie von Goethe folgendermaßen: „Wäre es nur auch mit meiner Menschenscheu besser! Es ist die höchste Qual meines Lebens zu denken, daß meine Freunde dadurch an mir irre werden und sich von mir abwenden. Es ist ein vollkommen krankhafter Zustand. Stehe ich zufällig am Fenster und sehe jemanden die Straße kommen, der mich besuchen will . . . so durchdringt mich jedesmal eine Angst und wenn ich mich vor einem Spiegel wende, so bin ich bleich wie der Tod." Ähnlich geht es ihm, wenn er einen Besuch machen soll; wenn er eintritt, benimmt ihm Herzklopfen jede Sprache.

Die Autoren sind sich einig, daß hier ein etwas femininer Mann voll Passivität dem Leben allzu gefügig gegenübersteht und der starken Persönlichkeit Goethes hörig wurde. Eine gewisse Kindlichkeit war ihm zeitlebens eigen.

Charakteristisch ist eine Szene mit dem temperamentvollen Sohn Goethes, mit dessen Schiller-Begeisterung Eckermann in Widerspruch gerät.

August v. Goethe preßt seinen Arm: „Das wäre doch ein Spaß, Doktor, wenn ich Euch einmal einen Arm bräche." Später über Schiller streitend, nennt August Eckermann borniert und fährt ihm über die Stirne. Als Eckermann an Schiller korrigiert, sagt August rechthaberisch: „In den ersten Sachen meines Vaters ist auch manches gesündigt".

Dieses Benehmen Augusts von Goethe hat eine generelle Bedeutung: der eigene Sohn kritisiert den Vater scharf und hat seine Freude daran, Schiller gegen den Vater Goethe auszuspielen.

Hier sehen wir die von der Psychoanalyse so oft nachgewiesene Ambivalenz des Sohnes gegen den Vater. Hier liegt die Wurzel, warum die eigenen Söhne nicht oft die besten „Freunde und Mitarbeiter" der Väter sind. Die energischeren suchen sich gerne einen anderen Wirkungskreis, nur die weicheren setzen gern das Väterliche fort.

Der Sohn durch Wahlverwandtschaft mag dem blutsverwandten in der Brauchbarkeit für den Vater oft überlegen sein! Und gar, wenn er so fügsam nnd passiv-feminin veranlagt ist, wie Eckermann; den wehrlosesten aller Goetheschen Hausfreunde nennt ihn Houben.

Es wird dies kaum der einzige Konflikt mit dem maßlosen August gewesen sein. Unter Eckermanns Aphorismen findet sich denn einer, in

dem seine Bitterkeit Ausdruck findet: „Die Söhne der Helden sind Taugenichtse, sagt man. Die Natur erschöpft sich in den Vätern, sie hat in ihnen den Gipfel erreicht und geht nun wieder abwärts". —

Goethe hatte Eckermann alsbald als gar „guten, einfachen, verständigen Menschen" erkannt und festgehalten. Man muß keineswegs annehmen, daß hier gerade das Stück Mephisto, das in Goethe vorhanden war, bewußt sein Spiel getrieben hat, wie manche Autoren behaupten. Große Persönlichkeiten sind ja meist auch „große Nehmer", bereit, für ihr Werk alle Brauchbaren heranzuziehen.

Goethe redet Eckermann von größeren Dichtungen ab; man hat humorvoll gesagt: „es gehöre zu den seltener gewürdigten Verdiensten Goethes um die deutsche Literatur, daß er Eckermann auf die behaglichste Weise am Dichten hinderte" (Auernheimer). Immerhin anerkannte Goethe auch einmal Eckermanns so vergängliche Produkte: seine Gedichte auf den König von Bayern hat Goethe sehr gelobt, wie Eckermann stolz an seine Braut schreibt: „Goethe sagte, ich hätte die Kühnheit von Lord Byron und das Ruhige von ihm, welches freylich zwey grosze Eigenschaften sind".

Goethe weiß den Widerstrebenden stets festzuhalten und Eckermann, der gekommen war, um Goethe für seine Ziele zu benützen, verzichtet fast ganz auf diese und wird der Diener einer großen Sache und einer starken Persönlichkeit. Ein im Tiefsten unsicherer Mann, dessen Wesen charakterisiert war durch eine intensive Vaterbindung in der Kindheit, geht nun eine neue solche ein, die sein Schicksal wird

*

Weder Eckermanns produktive Fähigkeiten noch seine Lebensenergie erscheinen so groß, daß wir daraus allein seinen Aufstieg erklären könnten. Was ihm wesentlich dazu verhalf, scheint mir sein ungewöhnlich früh ausgebildeter Glaube an sein Auserwähltsein zu sein.

Ein Spätling mit schon erwachsenen Geschwistern wird nicht selten verwöhnt, bevorzugt; von ihm wird mehr erwartet, ihm soll mehr geboten werden.

So mag dem Liebling aller, besonders aber des Vaters, die Idee, daß Gott ihn besonders lieb habe, gekommen sein, von der er in einer autobiographischen Skizze berichtet.

Diese Idee, daß Gott ihn so lieb habe und etwas Tüchtiges aus ihm machen wolle, hatte sich in ihm festgesetzt. „Wodurch sich diese bey mir festsetzte, ob durch die viele Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die mir Geringem zu Theil wurde, ob durch die Beispiele der heiligen

Schrift, wie das Geringe von Gott begünstigt oft zu etwas Hohem erhoben worden", bleibt unklar.

Aber eines Tages, zum erstenmal mit dem Vater in der Großstadt Hamburg, vom Vater getrennt in einem Keller sitzend, wird ihm beklommen zu Mute und er wendet sich an Gott um ein Zeichen, daß er ihn groß machen und zu hohen Dingen haben wolle ... „Und siehe", fährt Eckermann fort, „indem ich so denke, steht ein fremder Mann auf, der meinen Vater so anredet: „Ist das euer Junge, Alter? Nun so sage ich euch, aus dem Jungen wird noch etwas!" An diesem Vorfalle habe er sich oft in späteren Jahren gestärkt.

In nicht metaphysischer Auslegung ist diese göttliche Berufung Narzißmus, Selbstverliebheit. Ein Glaube an sich selbst hat Platz gegriffen, der Weg nach oben erscheint möglich, ohne daß noch klar ist, zu welchem Ziel, zu welcher Höhe geistigen Erfolges.

Sein Ehrgefühl war schon früh empfindlich; wenn die Besuche regelmäßig sagten, Hans Peter müsse ein Schneider werden, weil „er so kleinlich gewachsen" wäre, war er tief unglücklich.

Sein körperliches Selbstgefühl war freilich ein enttäuschtes und gekränktes: um so mehr bewunderte Eckermann gesunde starke Männer, wie wir auch aus seinen Träumen erfahren können. Er bewundert Goethes Gestalt noch im Tode, bewundert die Gestalten eines Dragonerregimentes. In einem ausführlich berichteten Traum tauscht er mit einem schönen kräftigen Schwimmer seine Gestalt; in einem andern erscheinen ihm Faust und Mephisto als jüngere schöne Männer, die ihn beglückend in ihre Mitte nehmen, um zu lustwandeln. Aber narzißtisch ist das frühe Werten der eigenen Geistesprodukte, früh schreibt er Gedichte nieder, später gern seine Träume in den Tagebüchern.

Die Fähigkeit der Identifizierung, der Gleichsetzung mit einem andern, ist bei Eckermann intensivst ausgebildet.

Selbst mit seiner Braut geht es ihm so, wie er an eine Dritte berichtet: „Oh, könnten Sie es einmal sehen und uns beobachten, wie wir Bewegungen, Lachen und Sprache von einander angenommen haben".

Identifizierung läßt ihn dichten wie Körner, Dramen versuchen wie Müllner und Grillparzer; seine Fähigkeit, sich in das Wesen eines Größeren einzufühlen, ist überaus groß. In diesem Sinn war er ein reproduktives Talent von besonderer Fähigkeit, dem es daher gelang, Goethe wie er leibte und lebte in den Gesprächen darzustellen. Eckermann war ein Original an Unoriginalität.

Daß er hier auch zu weit ging, bis zur Komik sich anglich, wissen

wir. Heine nannte ihn spöttisch einen „Goethe-Papagei". Er konnte — Goethe und sich als Paar ansehend — an Carlyle schreiben: „Sie leben sehr in unserem Andenken . . . Wir haben bis jetzt nicht gelesen." Er übernimmt Redeweise und Ausdrücke von Goethe, nennt Molière einen „reinen" Menschen u. dgl. Seine Angleichung in Stil und Sprechweise kam ihm natürlich in der Darstellung der Gespräche sehr zustatten.

Nach einer Periode der Schiller-Begeisterung war der Enthusiasmus für Goethe eingetreten. Goethe wurde das Ideal, an dem er sich maß; er liebte in Goethe, was er sein wollte. Er wollte Goethe haben, er wollte Goethe sein,

Zunächst sind es die Werke, die er begeistert durcharbeitet; „überall wo ich ging und stand, lag er mir im Sinne; ja des Nachts in Träumen hatte ich mit ihm zu thun; so erschien mir oft seine Persönlichkeit in mancherley erfreulicher Gestalt". Daher bemüht er sich um den Besitz eines Porträts Goethes.

Die persönliche Annäherung an Goethe, damals keine Seltenheit von Seiten junger Literaturadepten, brachte dann das seltene Schicksal eines leiblichen Zusammentreffens mit dem Ideal, das durch den Vater vorgebildet war, der hier ins Hochgeistige gewandelt erschien.

Eine Art Wiederholungszwang führt dazu, daß nun diesem neuen Vater ein so treuer Knappen-Dienst geleistet wird, wie einst mit dem Pack am Rücken dem eigenen Vater.

*

Lassen Sie mich nun, meine Damen und Herren, was wir psychoanalytisches Material nennen, vorbringen, nämlich einen Traum Eckermanns — der ja auf Träume etwas hielt und sie getreulich notierte. Dieser Traum wurde von Eckermann am 19. Dezember 1821 geträumt, also etwa ein und ein halbes Jahr vor dem ersten Besuch bei Goethe. „Mir träumte vorige ganze Nacht bey Goethen", schreibt Eckermann aus Göttingen an seine Braut nach Hannover, „ich habe viel mit ihm gesprochen. Ich faßte immer seine Beine um, aber er hatte dicke Unterhosen an; er sagte, er könne anders nicht mehr warm werden. Er war schon sehr alt, aber mich hatte er sehr lieb, er holte mir aus der Kammer eine ganze Hand voll Birnen, die er auch schälte . .; ich sollte alle aufessen, aber ich sagte ihm, zwei wollte ich für mein Hannchen mitnehmen." Goethe stellt ihm seine Enkel vor. Sie sprechen dann über einen Vers Goethes; Eckermann verbessert Goethe und sagt ihm, „ob er denn sein eigenes Gedicht nicht besser kenne", worauf ihm Goethe denn auch Recht gibt.

Weiter heißt der Traum: „Goethe weinte über die jetzige Poesie, er sagte, sie läge ihm gar zu schwer am Herzen, er müsse nun bald davon, habe aber die beste Hoffnung auf mich gesetzt und würde nunmehr ruhiger sterben. Ich fragte ihn, was er von mir hielte, worauf er antwortete, daß, wenn ich es recht anfinge, ich einst gleichen Ruhm haben könne als er jetzt, denn mein Talent wäre nicht geringer als das seinige".

Dieser Traum mag als Beispieldafür gelten, wie unentbehrlich die Verwertung der Träume für eine psychologische Biographie ist, umsomehr, wenn die Gesichtspunkte der psychoanalytischen Traumdeutungs-Wissenschaft herangezogen werden. Das Zusammensein mit Goethe, dessen Anerkennung von des Träumers Fähigkeiten, — stellt reinste Wunscherfüllung dar. Goethes Figur ist verdichtet aus detaillierten Vater-Erinnerungen und Einfühlung in den geliebten Dichterheros, der sich menschlich-gütig gibt.

Dieser Traum ist voll wichtiger Aufklärungen über das, was unbewußt im jungen Eckermann damals vorging. Der alte, schon verstorbene Vater und der alte Goethe fließen zusammen; auch Goethe ist im Traume dem Tode nahe.

Eckermann ist aber darin, das wird klar: ein kleiner Gerne-Goethe. Er träumt, d. h. wünscht unbewußt, einst gleichen Ruhm haben zu können wie Goethe, der nunmehr ruhig sterben kann: denn er hat einen gleichwertigen Nachfolger gefunden.

Hier sieht man den Narzißmus Eckermanns, die Liebe zum Ideal und dessen Zusammenhang mit dem einst so geliebten Vater.

Dieser Traum könnte ungeschulte Deuter veranlassen, ihn als prophetischen auszulegen: solche tatsächliche Details bringt er aus dem späteren Erleben Eckermanns. Goethe läßt ihn im Unklaren, wie er denn es anfangen soll, ihm gleich zu werden: Goethe wich tatsächlich später allen solchen Anbohrungen geflissentlich aus. Und daß der Besucher Goethes im Traum den Großherzog und andere bedeutende Besucher „nur von ferne sehen" kann: es blieb auch im Leben so.

Eckermann träumt nicht, was das Schicksal bringen wird; er träumt, was ihm erwünscht war, aber auch nicht mehr, als ihm, dem Parvenue, gebührte.

Daß Goethe Birnen aus der Kammer für ihn holt, mag Szenen aus der Kindheit wiederholen. Und daß Goethe dicke Unterhosen trägt, wegen Kältegefühl, ist wohl eine Erinnerung an den alten Vater, an den sich der Sohn als Knabe nachts „recht dicht hinan drängte". Übri-

gens heißt es in den „Gesprächen“ vom ersten Zusammensein: „Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick . . .“ Also auch hier werden die Schenkel beachtet.

Die Überhebung im Traum, daß Eckermann ein Goethesches Gedicht besser kennt, als der Dichter selbst, und daß Goethe dort erklärt, Eckermanns Talent wäre nicht geringer als das seinige — gehört sicherlich nur dem unbewußten Wünschen des Träumers zu. Der simple eigene Vater allerdings war leichter zu übertreffen.

Der Traum läßt ahnen, wieso Eckermann in Goethe den Mann fand, der ihm von Stunde an — Alles war, ihn an sich selbst vergessen ließ; er identifizierte von nun an Goethes Interessen ganz mit den eigenen.

Solange er mit Goethe lebt, hat derselbe kaum Platz in den Träumen, aber als Toter kehrt Goethe häufig wieder. In den ersten Jahren nach Goethes Tode, wo jeder Tag sein Andenken lebhaft in ihm zurückruft, hat Eckermann auch nachts häufig mit ihm zu tun. Gewöhnlich sieht er ihn als einen Lebendigen, hält mit ihm allerlei Gespräche und verläßt ihn stets mit der frohen Überzeugung, daß er nicht tot sei. Auch dies ganz, wie wir es nach dem Tode nächster Angehöriger zu träumen gewohnt sind.

Eckermann hat einen solchen längeren Traum vier Jahre nach dem Tode Goethes niedergeschrieben; Eckermann fragt darin Goethe: „Nicht wahr, Sie sind nicht todt? Worauf Goethe sagt: Die närrischen Leute, die das meinen — was sollte ich todt sein! — Auf Reisen bin ich gewesen!“ Eckermann fragt dann: „Was sagen Sie zu meinen Gesprächen?“ Goethe hat natürlich das Buch gelesen und lobt es. Goethe billigt dann die freiere Verwendung von Eckermanns Notizen, wodurch sich Eckermann zu ferneren gleichen Versuchen angetrieben fühlt, da er das Frühere gewissermaßen sanktioniert sieht. Auch hier also Wunscherfüllung, Rechtfertigung seiner Tätigkeit nur zu deutlich!

Wie sonst oft in Träumen, soll ein seelischer Konflikt erledigt werden, der darin bestand, daß Eckermanns Werk seinen Erfolg der künstlerischen Freiheit verdankte, den Kredit aber der angeblichen Echtheit jedes überlieferten Wortes. „In dem Zwiespalt zwischen Gewissenhaftigkeit und Künstlertum zerrieb sich seine weiche Haltlosigkeit ebenso wie unter den Daseinsnöten, die seine höchste Arbeitsanspannung in gleicher Weiser erheischten und lähmten“ (Petersen).

Von größter Bedeutung zum Verständnis von Eckermanns Wesen

ist ferner ein in den Gesprächen behandelter Traum (12. März 1828). Goethe hatte abends die Meinung geäußert, durch die Kräfte des Meeres und der Seeluft seien alle Insulaner und Meeresanwohner des gemäßigten Klimas bei weitem produktiver und tatkräftiger als die Völker im Innern großer Kontinente: damit hatte er bei Eckermann an Persönliches gerührt. Eckermann träumt darauf einen glücklichen Sommertag am Meere voll festlicher Stimmung; als jemand vorschlägt, sich zu entkleiden und hinüberzuschwimmen, sagt Eckermann: Ihr habt gut reden, ihr seid jung und schön und überdies gute Schwimmer. Ich aber schwimme schlecht und es fehlt mir die ansehnliche Gestalt, um mit Lust und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erscheinen. Darauf sagt der Schönste der Anwesenden, Eckermann solle mit ihm die Gestalt tauschen, was derselbe auch tut; worauf er dann als kräftiger Schwimmer sich erweist und unbefangen im glücklichen Gefühl seiner schönen Glieder lustig unter die Menschen geht. Mit Unbehagen gedenkt er des schönen Jünglings, der nun seinen Körper, sein früheres Ich, an dem er keine große Freude gehabt hatte, repräsentiert. Auch fürchtet er, jener könnte seinen schönen Körper zurückverlangen. Aber derselbe hat sich nun auch vergrößert und verschönert, Eckermann betrachtet mit Wohlgefallen dessen Rücken und Schenkel. Jener beruhigt zu guter Letzt Eckermann, er wolle nicht mehr zurücktauschen, die Glieder seien ihm nun völlig recht: man müsse nur etwas aus sich machen.

Der Traum zeigt Eckermanns Minderwertigkeitsgefühle über sein Äußeres und seine geringen Kräfte sowie seinen gesteigerten Sinn für Männerschönheit und Kraft. Im Traum geht der im Wachen fromme Wunsch in Erfüllung, den großen und schönen Körper, das männlich Aktive eines anderen zu übernehmen. Das sich Vergleichen, Beneiden, aber dann Getröstetsein zeigt uns wieder naive Wunscherfüllung als Trost des Träumenden. Daß mit der vertauschten Gestalt „sicherlich Goethe gemeint ist", wird von Manchem angenommen.[1]

Schaulust und beschämte Entblößung sind in diesem Traum am Werk; wir sehen auch hier, daß Eckermann ein *typ visuel* ist. Wir verstehen daraus seinen Sinn für Männerschönheit, aber auch seine Schüchternheit, die wir als Funktion gekränkten Bewußtseins eines unvollkommenen Äußeren, eines realen oder eingebildeten Defektes, kennen. Unschön und unscheinbar war Eckermann zeitlebens. An Goethe kann er nicht oft

---

1) Vgl. z. B. Otto Kankeleit „Die schöpferische Macht des Unbewußten", de Gruyter, Berlin, 1933.

genug dessen Schönheit bewundern; noch an Goethes Leiche „staunte er über die göttliche Pracht seiner Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form . . . Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken . . . ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen“.[1]

Auch Eckermann wollte wie Goethe einmal Maler werden, er hatte die Eigenschaft des Schauens wie Goethe; in dieser Veranlagung kamen sie einander nahe. Eckermann war leicht auch für die Erforschung der Farbenlehre gewonnen und arbeitete mit. Unter seinen Arbeitsprojekten (1834) kündigte er auch an, „seine neuen Entdeckungen in der Farbenlehre“ zu veröffentlichen. Über Goethes Porträt von Stieler hat Eckermann ein begeistertes Gedicht verfaßt; schon früh hatte er, noch mit Goethe unbekannt, sein Bild ersehnt.

Eckermann war auch ein eifriger Tag-Träumer, ein einsamer Spaziergänger. „Ich habe von Jugend auf in der Einsamkeit gelebt“, schrieb er an Goethe; „sie ist mein eigentliches Element.“

Der Tag-Träumer Eckermann hatte von jeher unter dem Zwang einer besonderen Liebhaberei gestanden. Er pflegte Personen, die ihm lieb waren, in ihrer Abwesenheit sich so greifbar zu vergegenwärtigen, daß er sie hätte zeichnen können. So einmal drei Frauen, die ihm am nächsten standen, die Schauspielerinnen Sylvester und Kladzig und sein Hannchen. „Die Erscheinung wiederholte sich oft. Ich kann es nicht anders erklären, als daß es bleibende Eindrücke des Lebens sind, die wieder unwillkürlich vor die Seele kommen“ (Eckermann).

Der nachhaltigste Eindruck seines Lebens aber war Goethe, der denn auch wie zur Zwiesprache immer da war; der so gut beobachtet und dargestellt wurde, daß er wie lebend in den Gesprächen auftritt.

Personen, welche die Fähigkeit haben, Objekte, welche sie durch einige Zeit betrachtet haben, noch nach deren Entfernung mit sinnlicher Deutlichkeit vor sich zu sehen, nennen wir Eidetiker (E. R. Jaensch), die Phänomene: „Anschauungsbilder.“

Interessant, daß auch Goethe diese Fähigkeit hatte (Kroh); so z. B. konnte er nach Willkür Pflanzen bildlich vor seinem Auge ent-

---

1) In Wirklichkeit sagt man Goethe, der als zu kurzbeinig gebaut übermäßig langrumpfig erscheint, ein „Andeutungskrüppeltum“ nach. (Hans Würtz „Goethes Wesen und Umwelt im Spiegel der Krüppelpsychologie“, L. Voss, Leipzig, 1932).

stehen lassen. Auch sein eigenes Bild begegnete ihm bekanntlich einmal, als er von Sesenheim wegritt.[2] Hier fanden sich also zwei Eidetiker zusammen.

Offenbar handelt es sich hier um Veranlagungen, eine besondere Begabung des Schautriebes. Goethe und auch Eckermann hatten, wie erwähnt, Talent zum Zeichnen, Eckermanns Sohn wurde Maler.

Goethe war ein Augenmensch, vieles verdankte er der „Anschauung" und trat für Ausbildung der Augen ein. Die passive Seite des Schautriebes, das Sichbeschautfühlen, kann stolz machen oder beschämen. Von Goethe erzählt schon Bettina, nach Angaben der Frau Rath, vom stolzen Daherkommen des kleinen Knaben, und der Jüngling trug schöne Kleider gern. (Unbefangene Exhibition und Narzißmus). Bei Eckermann aber überwiegt auch hier das Gefühl der Scham über minderwertige Figur und Kleidung, z. B. in der Studentenzeit in Göttingen. (Verdrängte Exhibition und gekränkter Narzißmus). Hier liegt auch eine Wurzel seiner Befangenheit.

Goethe hat in seiner Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung III. Teil, 13. Buch, Mitte) über sein Bedürfnis berichtet, das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umzubilden: „Gewöhnt, am liebsten eine Zeit in Gesellschaft zu verbringen, verwandelte ich auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise: Ich pflegte nämlich, wenn ich mich alleinsah, irgend eine Person meiner Bekanntschaft im Geist zu mir zu rufen. Ich bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der mir eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hier etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf . . . Die ‚Gäste' . . . waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinn einen ruhigen Anteil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob ich mir gleich manchmal zu diesen dialektischen Übungen widersprechende Geister berief."

---

2) Vgl. Theodor Reik „Warum verließ Goethe Friederike?", Int. psychoan. Verlag, Wien, 1929. Ferner E. Menninger-Lerchenthal „Eine Halluzination Goethes", Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 140, 1932.

Die abstrakte Handlung des Nachdenkens wird durch die Diskussion mehrerer Menschen bildlich dargestellt. Das Selbstgespräch wurde Goethe zum Zwiegespräch, das Denken zum Dialog, indem er sich gleichsam in mehrere Personen zerteilte. Betrachten wir die Art des Diskutierens mit dem imaginierten Gast, so ahnt Goethe so recht die Person Eckermanns voraus, neben der er später oft hin- und herschritt, belehrend, erwägend, Einwände und Zustimmung erfahrend. Wer so, an Stelle einer vorher oft phantasierten Person, sie lebend darstellt, muß so unentbehrlich werden, wie Eckermann es Goethe wurde!

Für den dritten Teil seiner Gespräche mit Goethe, die auf einem Manuskript Sorets fußten, mußte Eckermann besonders geeignete Stunden benützen, wo es ihm dann gelang, den längst verstorbenen Goethe sozusagen wieder lebendig zu machen und sprechen zu hören, zu halluzinieren. „Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besondern lieben Klang seiner Stimme . .“ Er sah Goethe vor sich im geselligen Kreise scherzen und lachen und heitere Gespräche führend, im schwarzen Frack und Stern; oder im Wagen neben sich ausfahrend; oder abends bei stillem Kerzenlicht, im weißen flanellenen Schlafrock am Tisch ihm gegenübersitzend. „Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt, und seine Worte klangen wieder wie ehemals.“

Was Goethe aus seiner Eigenart zu dichterischem Zwecke erfand, den ideellen Dialog, dessen bediente sich Eckermann, allerdings aus Erinnerung.

*

Meine Damen und Herren, Sie werden sich fragen: Was ist denn das für ein Psychoanalytiker, der ganz vergißt, das Liebesleben seines Analysanden zu besprechen?

Darauf ist zu sagen, daß Eckermann nicht unter die Erotiker gezählt werden darf. Die Frauen spielen keine große Rolle in seinem Leben, und seiner Erotik fehlt alles Aggressive.

Sein 13jähriger Brautstand mit Hannchen Bertram verrät in den Briefen Treue, warme Gefühle und manche Sentimentalität. Dann aber wird sie zum Teil durch Goethe verdrängt und

ihm geopfert. Erst spät kommt es zur Ehe, nachdem die Braut oft und oft sich beklagt hat, daß Goethe ihren Bräutigam weder weggelassen noch materiell belohnt habe.

Eckermann aber hat nie recht gegen den langen Brautstand rebelliert; bald starb ihm die geliebte Gattin weg und er hatte dann dem Söhnlein zu leben.

Auch zwei Schauspielerinnen in Weimar kreuzten seinen Weg, weniger bedeutsam die Sylvester, tiefergehend Auguste Kladzig (1828—29) Dieser verdankt er schöne Stunden und dichterische Anregung[1]; er kommt ihr gerne moralisch, will sie bessern. Wieder sind es im Tagebuch aufgezeichnete Träume, die uns viele Zweifel und manches Schuldgefühl verraten.

Wir setzen als Beleg die folgende Tagebuchaufzeichnung her: „Die ganze Nacht träumte ich von Auguste. Ich war auf ihrem Zimmer und hatte ein heftiges Gespräch mit ihrer Mutter, die übel von mir geredet . . . und die das Herz ihrer Tochter mir abwendig gemacht. Ich ging heftig im Zimmer auf und ab und schalt und weinte. Auguste saß auf einem Schemel, sie war auf meiner Seite und suchte meine Worte zu bekräftigen. Ich gab ihr die Hand zum Abschiede, aber sie drückte meine Hand nicht . . ., welches mir ein Zeichen war, daß ich bleiben sollte . . . Später sah ich sie wieder; sie ging mit einem andern, und ich sprach mit Holdermann, daß es nicht gut sey. Ich sah sie in Gefahr und dann war der Traum stundenlang ein ewiges Suchen und Fliehen . . . Zuletzt war ich wieder mit ihr allein, es war, als hätte sie sich beschädigt und ich bestrich mit meiner Hand die entblößte Seite über ihrem Herzen und einen Theil ihres Rückens. Ich fand den Körper unbeschädigt, aber es war mir als sei es nicht ihr Busen, aber ihr Gesicht, welches sich nach mir umwandte, war blühend und ganz Auguste. Ich sprach mit ihr, ob es nötig sei, (den Arzt) Vogel zu holen, dann sah ich mich unten als müßte ich von ihr fliehen . . ."

Auguste und Hannchen geraten so manchesmal in Gegensatz zu den Pflichten für Goethe, der aber immer der Sieger geblieben ist. Die Gattin seines Doktor Eckermann scheint er übrigens eines

1) Z. B. „Erster Besuch."

> In deinem Zimmer hast du mich gelitten?
> Wie reizend war, wie traulich der Besuch —
> Ich bin zu alt um Liebe dich zu bitten,
> Doch dich zu lieben bin ich jung genug."

Empfanges nicht gewürdigt zu haben, doch traf er sie einmal bei seiner Schwiegertochter Ottilie.

Nein, ein Erotiker war Eckermann nicht; er war ein moralisch gehemmter Charakter, ohne Aggression. Mehr als die Frauen erfüllte ihn sein Träumen, sein Dichten, sein Goethe, mit einem Worte: sein Ideal.

Die mann-männliche, sublimierte Beziehung zur erhöhten Vater-Imago gab seinem Lebensweg das Ziel. Eine schwächliche Konstitution, Befangenheit und meist nur mittelmäßige Begabungen charakterisieren ihn. Er war kein Held, er lebte mehr nach innen, als nach außen.

Eckermann diente freudig, aber er litt auch und er war geistiger Amboß, nach seines Goethe Worten:

„Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein."

*

Ich glaube, wir sind alle überzeugt, meine Damen und Herren, daß wir in J. P. Eckermann einen eigenartig begabten und eigenartig entwickelten, aber normalen Menschen vor uns haben. Aber nun kommen wir doch auf zwei recht sonderbar anmutende Züge seines Wesens zu sprechen, wie wir sie bei voll sozial angepaßten Menschen nicht erwarten. Und tatsächlich ist ja Eckermann zeitlebens ein Abseitiger geblieben und solche Eigenbrötler lassen sich das Recht, einen eigenen Weg zu gehen, nicht so leicht nehmen; sie sind hier narzißtisch selbstzufrieden, haben ihre Lebenslüge oder „Wildente", auf die sie stolz hinweisen und gar nicht merken, daß man zuweilen hinter ihnen lächelt. Einen Teil ihrer Zeit ihren Spezialitäten widmend, werden sie aus unbewußtem Antrieb Sammler oder verschaffen sich auf einem kleinen Gebiet eine Überlegenheit des Wissens, womit sie dann den anderen imponieren.

Zwei solche Sonderbarkeiten weist auch unser Eckermann auf: ich meine seine Sammlung von zimmerhohen Bogen samt Pfeilen und seine von Kindheit an bestehende, später ausartende Vorliebe für Vögel in der Stube, in Käfigen oder auch frei herumlaufend.

Goethe vermehrte einmal die Sammlung von Bogen und Pfeilen durch einen Bogen, den dem weltberühmten Manne Baschkiren aus ihrer Heimat mitgebracht hatten. Eckermann hatte das Bogenschießen in Brabant auf seinem Feldzug kennen gelernt und sich Material mitgebracht. Hermann Rollett, der Österreicher, der ihn im Alter be

suchte, sah die eine ganze Zimmerwand ausfüllenden Riesenbogen stehen, ausländische und selbstgemachte; Eckermann schoß ihm dann auf einem indianischen Bogen aus Südamerika vor, „wobei sein Profil besonders scharf hervortrat".

Auch Goethe schoß einmal Eckermann zuliebe, wie er sich ausdrückte: „um dem närrischen Kerl eine Freude zu machen".

Dieser kleine zarte Mann mit dem Profil eines Raubvogels, einen solch gewaltigen Bogen abschießend, bleibt ein komisches Bild. Man kann sich der Annahme nicht verschließen, daß die heroische Attitude einem kleinen Gernegroß und Gernestark einen Nimbus geben soll. Von seiner verdrängten Aggression mag hier etwas untergebracht sein; vielleicht ist auch Angstbewältigung dabei? Sollten die Bogen in dunklen Nächten Schutz gewähren!?

Eckermanns Selbstgefühl war jedenfalls stark gehoben durch sein Fachwissen über Bogenherstellung und seine Materialkenntnisse über das richtige Holz dazu; womit er denn auch im dritten Teil der Gespräche sich reichlich bei Goethe revanchiert, indem er einmal Goethe in umständlich langen Gegenreden belehrt.

Das zweite Gebiet, auf dem Goethe ausführliche Belehrung erfährt, sind die Singvögel und ihre Lebensgewohnheiten. Denn Eckermann ist hier Kenner und Züchter; seine Wohnung ist voll von ruhelosen Vogelhäusern und überdies liefen stets ein paar größere Schwingenträger frei umher.

Eckermann liebte seine Vögel über die Maßen, ließ sie eventuell im Frühling wieder davon fliegen. Ein junger Falke wurde künstlich aufgezogen; Tierliebe bewies er auch an Hunden. Und als er einmal seine Schuhe anziehen wollte und eben eine Maus darin gebären sah, zog er schonend andere Schuhe an.

„Die Fenster", erzählt ein Besucher, „die Fenster beider Stuben waren fast stets geöffnet, damit die Vögel der frischen Luft nicht entbehrten, gegen deren Zug sich der dafür überaus empfindliche alte Herr dadurch zu schützen suchte, daß er stets in doppelter Kleidung, in Paletot und Mantel und mit Hut auf dem Kopfe . . . saß."

Trotzdem stellten Besucher einen gewissen Menagerieduft fest; der Boden war nicht immer rein. Ja, Eckermann machte noch seine Spezialstudien, indem er ein Nest im Zimmer hatte, um die Schleuderkraft der Vögel zu bemessen, wenn sie sich des Überflüssigen entledigten, ohne das Nest zu beschmutzen. Unten zum Schutz waren Zeitungen ausgebreitet.

Die Vorliebe für Vögel, ihre Nester, die eben ausgebrüteten Jungen, stammte aus der Jugend, wurde auf den Hausierwanderungen durch die Dörfer genährt: „wenn ich auch noch so müde hintnangeschleppt war, so konnte ein Vogelnest mich neu beleben“.

Während der Riesenbogen in den Händen des Zwerges gar deutlich den Kraft- und Imponierungswunsch des kleinen Gernestark verrät, ist die Psychogenese der Übertreibung in der Zimmer-Vogelzucht nicht so durchsichtig. Doch wissen wir, daß im Züchten von Tieren ein Machtbedürfnis sich sublimieren kann; war doch Eckermann auch ein Kinderfreund und alle Buben der Umgebung waren angehalten, ihm Vögel zu bringen.

Irgendwo selbst ein Puppenspieler zu sein, wenn auch nur mit kleinen Vögeln und Buben, hier war es erreichbar gewesen. Daneben sind offenbar anale Interessen untergebracht und eine gewisse reaktive Güte fällt dabei auf. Wer wollte auch leugnen, daß in der Zucht vieler Tiere eine Art Mütterlichkeit sich auslebt.

Viele fanden Eckermann hier lächerlich; selbst seine Braut schreibt: „Ich habe über Deine vielen Vögel das Lachen nicht lassen können. Ein Vogel ist mir hinreichend.“

Eckermann als heroischer Bogenschütze und Eckermann, der Zimmervögel-Sonderling, — er wird von diesen Seiten gesehen: eine Spitzweg-Figur. Manch verdrängte Regung des im engen Kreise Lebenden, des Gefesselten, mag hier sonderbaren Ersatz gefunden und Bewältigung früher Kinderangst den Anlaß gegeben haben.

*

Lassen Sie uns nun, meine Damen und Herren, zum Schlusse eilen. Ist es uns auch wirklich gelungen, durch das Spektroskop der Psychoanalyse die Bestandteile festzustellen, aus denen Eckermann, dieser Satellit des großen Gestirnes Goethe, zusammengesetzt war?

Sind wir der Lösung des Rätsels seines Aufstieges, dem Verständnis seiner persönlichen Leistung näher gekommen?

Eine Unbekannte muß ja unsere Berechnung immer in ihre Gleichung eingesetzt lassen: das ist sein Ererbtes, seine Anlage, seine Begabung. Überdies verzichten wir hier auch auf die Familienforschung und die Heranziehung der Einwirkung von Landschaft und Rasse.

Die Psychoanalyse weist uns darauf hin, in Eckermann als Kind einen verwöhnten Spätling zu sehen, der von der Natur nur mit

schwächlichen Körperkräften begabt, auf die Betätigung im Geistigen gedrängt wurde.

Als Liebling des Vaters fand er leicht den Weg zu Gott, von dem er sich früh zu Großem auserwählt phantasierte, noch ohne zu ahnen, auf welchem Gebiet. Körperlich aber fühlte er sich minderwertig, blieb schüchtern und befangen; er bleibt eine passiv-feminine Natur, der die elementare Mannhaftigkeit dauernd mangelt.

Aus dem kleinen Gernegroß, Gerneschön und Gernestark wird, da er endlich für Dichtung und Literatur entschieden ist, ein kleiner Gerne-Goethe.

Diesem Größtem will er nacheifern; und in Goethe findet er endlich sein hochgeschraubtes, sein materialisiertes Ichideal, in dem die Reste des alten Vaterbildes nachwirken. Mit ihm lebt er neun Sonnen-Jahre und des Rühmens von Goethes Geist und Schönheit ist kein Ende.

In Weimar wird der zarte Baumstamm aus der Lüneburger Heide unter Goethes Einwirkung ganz verändert; seine Wurzeln, seine Äste, seine Nahrung werden verkleinert. Kein größerer Fruchtbaum entwickelt sich, nur eine Zimmerpflanze im Hause Goethes, die aber eine edle Frucht trägt: die „Gespräche". Goethe, könnte man sagen, der tiefe Kenner der Metamorphose der Pflanzen, hat sich hier selbst mit Erfolg bemüht, die Lüneburger Pflanze durch eine Metamorphose zu einer Weimarer Zimmerpflanze zu verkleinern, aber zu veredeln.

Wer aber wäre besser zur Reproduktion Goethes und seiner Reden geschaffen gewesen, als dieser Eidetiker, der sich so trefflich einzufühlen und zu identifizieren verstand?

Niemand hätte Goethe besser gedient, als der immer hilfsbereite Vater-Sohn, der Holz zu sammeln und Ähren zu lesen gelernt hatte; zu sparen, zu vollenden und Alles schwarz auf weiß festzuhalten verstand, jung-gewohnt und triebhaft gerade dazu veranlagt.

Neidlos und gütig, ohne Rest unverdrängter Aggression, entbehrte er allerdings der Kraft, sein Lebensschifflein kräftig hinauszusteuern oder zu vergolden.

Wenn auch nicht als Stern erster Ordnung, wenn auch nur im erborgten Licht, leuchtet Eckermanns Gedächtnis vom literarischen Himmel. Hat er doch im Sinne Goethes gelebt und geleistet:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an."

Literatur:

1. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. J. P. Eckermann, Reclam, Leipzig.
2. H. H. Houben, J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. H. Haessel, Leipzig, 1925, 1928.
3. Gespräche mit Goethe usw. Komment. Ausgabe von Prof. Dr. Ed. Castle. I. (Bong u. Co., Berlin, Wien, Leipzig, Stuttgart).
4. Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedr. Tewes. I. G. Reimer, Berlin, 1905.
5. Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit von J. Petersen. (Verlag der Preußischen Akademie der Wissenschaften) Berlin, 1924 (De Gruyter).
6. Eckermanns Gespräche mit Goethe von Prof. A. R. Hohlfeld. Sonderabdruck aus Jahrbuch 1925 der Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik. Milwaukee, April 1926.
7. Hundert Jahre Eckermann von Raoul Auernheimer. Feuilleton „Neue Freie Presse“ 10/6 1923.
8. Eckermanns Schicksal von Stephan Großmann. Feuilleton „Neue Freie Presse“ 3/5 1928.
9. Goethe als Vatersymbol von Eduard Hitschmann. Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, I. 1913.
10. Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes von Eduard Hitschmann. Intern. psychoanalyt. Verlag, Wien 1932.

Psychoanalyse und Weltanschauung

Von

Heinz Hartmann (Wien)

Wenn ich hier nochmals zu den Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Weltanschauung Stellung nehme, so geschieht das wesentlich unter dem Eindruck der Freudschen „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", deren letzter Abschnitt unserem Thema gewidmet ist. Dort findet die weltanschauliche Grundposition Freuds, dort finden manche Fragen und Antworten, die diesem Problemkreis zugehören, eine schärfere und endgültigere Formulierung als in früheren Werken.

Diese letzte Vorlesung nimmt in der „Neuen Folge" eine Sonderstellung ein — und wird auch von Freud gegenüber ihren Vorgängerinnen ausdrücklich abgehoben. Zwar finden wir auch in diesem Abschnitt eine Reihe von im eigentlichen Sinne psychoanalytischen Fragen beantwortet oder aufgeworfen, in der Hauptsache wird hier aber die Psychoanalyse selbst zum Gegenstand; die Psychoanalyse als Ganzes, als Denkrichtung, als System, als geistiges Gebilde — und dieses kulturgeschichtliche Gebilde „Psychoanalyse" wird zu anderen Kulturbildungen — zu Religionen, zur Gesellschaftslehre usw. — in Beziehung gesetzt. Freud sieht hier die Psychoanalyse als eine kulturgeschichtliche Tatsache neben anderen, grenzt sie ab, weist ihr ihre Stelle an, ja stellt sie in den Kampf der Weltanschauungen mitten hinein.

Über diesen Gedankenkreis hinaus, der kein im engeren Sinne psychoanalytischer, aber jedenfalls ein empirisch-wissenschaftlicher ist, gibt uns jedoch diese Vorlesung eine Reihe von Stellungnahmen Freuds, die eben dem Gebiet angehören, das man gewöhnlich als Weltanschauung zusammenfaßt.

Solche weltanschauliche Urteile haben zunächst den besonderen Reiz, den es immer für uns hat, den Schöpfer der Psychoanalyse sich über letzte Standpunktfragen äußern zu hören; darüber hinaus haben sie noch ihre besondere Bedeutung. Hier spricht sich die geistige Haltung, aus der die Psychoanalyse geboren wurde, unmittelbar selbst aus. Gewiß liegt

sie auch im wissenschaftlichen Werk, das sich objektiviert, das sich losgelöst hat, beschlossen; dort aber liegt sie unmittelbar offen zu Tage. Ich glaube, daß alle Versuche, die Psychoanalyse nach ihren geistigen Ursprüngen zu verstehen, fehlgehen, wenn sie diese Selbstauslegung ihres Begründers nicht mit einschließen. Denn all das so weit verbreitete, vielfach nachgebetete Gerede, daß Freud ein „Romantiker" sei, der sich selbst rationalistisch fehlinterpretiert habe, halte ich für falsch; es mißversteht offensichtlich nicht nur Freud als Person, es mißversteht auch die Psychoanalyse.

Die letzte Vorlesung der Neuen Folge schließt unmittelbar an „Die Zukunft einer Illusion" und das „Unbehagen in der Kultur" an und setzt Gedanken fort, die dort diskutiert worden sind. Freuds Stellung zu der Frage, ob Psychoanalyse eine eigene Weltanschauung sei oder sein könne, ist einfach und klar: Psychoanalyse ist keine Weltanschauung, sie ist ungeeignet, eine eigene Weltanschauung zu bilden. Eine deutliche Absage also an alle Versuche, eine „psychoanalytische Weltanschauung" zu konstruieren; aber auch an die Absicht, die Analyse einer bestimmten politischen Richtung ein- oder unterzuordnen.

Immerhin läßt sich für die psychoanalytische Forschung eine Beziehung zu etwas, das man auch „Weltanschauung" nennen könnte, feststellen: sie bindet sich an die Normen, die eben für das wissenschaftliche Denken überhaupt bindend sind, sie muß, wie Freud sagt, die Weltanschauung der Wissenschaft annehmen. Aber es wird gleich einschränkend hinzugefügt, daß dasjenige, was hier unter wissenschaftlicher Weltanschauung verstanden wird, sich von anderen Weltanschauungen nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell nicht unwesentlich unterscheidet. Denn diese wissenschaftliche Weltanschauung ist hauptsächlich durch negative Merkmale bezeichnet: durch die Einschränkung auf das wissenschaftlich Aufweisbare, durch die Ablehnung anderer als wissenschaftlicher Erkenntnisquellen usw.

Die Definition, die Freud dem Begriff Weltanschauung im allgemeinen gibt, lautet folgendermaßen: „Eine Weltanschauung ist eine intellektuelle Konstruktion, die alle Probleme unseres Daseins aus einer übergeordneten Annahme einheitlich löst, in der demnach keine Frage offen bleibt und alles, was unser Interesse hat, seinen bestimmten Platz findet." Freuds Begriffsfassung ist in mancher Hinsicht enger als die sonst üblichen. Enger vor allem dadurch, daß in Freuds Sprachgebrauch Weltanschauung und Weltbild oft so ziemlich zu-

sammenfallen. Sonst bezeichnet man ja als Weltanschauung mit Vorliebe gerade nicht jene Urteile, die mit Erkenntnis oder mit vermeintlicher Erkenntnis zu tun haben — sondern die „irrationalen" Grundlagen persönlicher Entscheidungen, individueller Stellungnahmen, vor allem aber Werturteile und Forderungen. Wie man Weltanschauung definiert — das ist aber wiederum Ausdruck der persönlichen Weltanschauung. Jedenfalls wollen wir festhalten: Freud betont mit Recht, daß dasjenige, was er als „Weltanschauung der Wissenschaft" bezeichnet, seinem Begriff einer Weltanschauung nur unvollkommen entspricht; wir dürfen hinzufügen: es entfernt sich von dem sonst üblichen Weltanschauungsbegriff noch erheblich mehr.

Gewiß ließe sich der Begriff einer wissenschaftlichen Weltanschauung auch anders fassen; darüber einiges später. Wir wollen uns aber gleich an dieser Stelle klarmachen, daß auch für den Fall, in welchem „Objektivität" oder „Wissenschaftlichkeit" Gegenstand der höchsten Wertung sind, diese Wertung selbst als Ausdruck einer persönlichen Weltanschauung angesehen werden muß.

Um aber eine Übersicht zu gewinnen, von der aus eine Ordnung der Probleme möglich wird, fragen wir uns zunächst, in welcherlei Bedeutungen denn überhaupt die Frage nach den Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Weltanschauung gestellt werden kann. Soviel ich sehe, kann sie zumindest viererlei meinen. Erstens können damit die weltanschaulichen Voraussetzungen der analytischen Wissenschaft oder auch der analytischen Therapie gemeint sein; zweitens die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ableitung einer Weltanschauung aus der analytischen Empirie; drittens aber die weltanschaulichen Folgen der analytischen Erkenntnisse oder der Tätigkeit des Analysierens oder aber des Analysiertwerdens. Diese Fragestellungen können und müssen begrifflich streng gesondert werden.

Eine vierte, die nämlich nach der Bedeutung der Psychoanalyse für die Erkenntnis der Weltanschauungen, für eine Psychologie der Weltanschauungen, gehört wohl nicht zu unserem heutigen Thema im engeren Sinne. Ich will sie daher nur flüchtig berühren. Eine solche Psychologie der Weltanschauungen ist, so scheint mir, in systematischer Weise überhaupt erst durch die Psychoanalyse ermöglicht worden; denn zu ihren Voraussetzungen gehört eine begriffliche Klärung der zentralen Seelengebiete, wie sie die voranalytische Psychologie nicht geben konnte. Selbstverständlich hat man auch früher Versuche in dieser Richtung unternommen — ich nenne als den bis heute

bedeutsamsten die psychologischen Werke N i e t z s c h e s — aber trotz der unleugbaren Genialität, welche die Intuitionen dieses Denkers kennzeichnet, können sie doch nicht eigentlich die systematische empirische Forschung ersetzen. Sie können der empirischen Forschung wohl Wegweiser sein, sie können uns auf Probleme aufmerksam machen, aber das Ganze einer systematischen Psychologie der Weltanschauungen können sie nicht geben. Die empirische Psychologie, die tragfähig und weittragend genug ist, um diese Probleme bewältigen zu können, hat erst F r e u d geschaffen. Die einzelnen Werke, die dieser Forschungsrichtung der Analyse entsprungen sind, will ich an dieser Stelle nicht aufzählen. Zur Psychologie der W e r t s e t z u n g e n hat die Psychoanalyse uns die entscheidendsten Gesichtspunkte und Antworten gegeben, zur Frage, w a r u m ein bestimmtes Individuum dies als gut, jenes als böse beurteilt und wie sich diese Dinge in der seelischen Entwicklung darstellen — also zu einer „Genealogie der Moral", um den N i e t z s c h e schen Ausdruck zu gebrauchen, mehr aber noch zu einer O n t o g e n e s e der Wertsetzungen. Tatsächlich steht die Psychologie der Wertsetzungen, wenn auch nicht unter diesem Namen, im Mittelpunkt der analytischen Theorie. Sie liegt ja den Begriffen der Verdrängung und des psychischen Konfliktes zugrunde. Zur Ontogenese der Wertsetzungen aber führt F r e u d s Lehre von der Identifizierung und von der Über-Ichbildung hinüber. Natürlich — das brauche ich hier nicht näher auszuführen — besagt die psychoanalytische Herleitung einer Weltanschauung aus diesen oder jenen Libidoschicksalen und Stellungnahme des Ich und Über-Ich n i c h t s gegen ihre Geltung oder gegen ihren Wert — ebensowenig selbstverständlich dafür. Dies Problem liegt auf einer ganz anderen Ebene. Es ist also n i c h t so, wie man gelegentlich gemeint hat, daß etwa die Zurückführung weltanschaulicher Positionen auf sadistische oder auf narzißtische Regungen usw. an sich schon eine Entwertung dieser Weltanschauung bedeuten könnte. Ob eine Weltanschauung, die sich über einem bestimmten Ensemble von sadistischen, masochistischen, analen, urethralen Triebkomponenten, über bestimmten Objektbeziehungen und ihren Schicksalen, über einer bestimmten Struktur des Ichs und des Über-Ichs aufbaut — ob eine solche Weltanschauung unter Zugrundelegung eines bestimmten Wertschemas positiv oder negativ zu bewerten ist, das ist eine Frage, die rein empirisch zu lösen wäre, keineswegs aber kann man aus dem Wert der genetischen Determinanten den Wert der Weltanschauung sozu-

sagen deduzieren. Als Arzt freilich, der sich von Berufs wegen in erster Linie vor den Lebenswerten verantwortlich fühlt, ist man leicht versucht, Züge, die man als der Analyse hinderlich oder häufiger noch: die man als der Nervengesundheit nicht förderlich in der Analyse kennengelernt hat, gleichzeitig mit einem negativen ethischen Wertakzent zu versehen. Diese Tendenz ist verständlich; sie führt aber zu Irrtümern.

Gehen wir jetzt zur Frage nach den weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse über. Sie ist von einigen Analytikern gestellt und diskutiert worden — von Putnam schon 1911, ihm hat Ferenczi geantwortet, und in der späteren Literatur finden sich dann zwar manche Hinweise (so besonders bei Wittels), aber keine zusammenfassende Darstellung. Nun, diese Frage liegt, wenn wir sie allgemein fassen, recht einfach. Eine voraussetzungslose Empirie — das müssen wir zugeben — gibt es im strengen Sinne überhaupt nicht. Jeder Mensch tritt ja mit einem bestimmten vorwissenschaftlichen Weltbild an die Erforschung der Tatsachen heran. In diesem Weltbild sind vorwissenschaftliche, aber auch wissenschaftliche Erkenntnisse, kulturelle Zeitanschauungen und gewisse individuelle Stellungnahmen enthalten, und wir als Analytiker werden am wenigsten in Gefahr sein, diesen persönlichen Faktor bei jeder Forschungstätigkeit zu übersehen. Jeder Forscher ist also in seinen Fragestellungen und in seinen Lösungsversuchen notwendig von seinem persönlichen Weltbild und seiner persönlichen Weltanschauung abhängig, und wir dürfen wohl die möglichste Ausschaltung empiriefremder Elemente bei der Forschungstätigkeit verlangen, werden uns aber klar bleiben, daß von einer wirklichen Ausschaltung dieser Faktoren streng genommen nicht die Rede sein kann. Vorgefaßte Erwartungen, überhaupt solche subjektive Momente, können sich als Fehlerquelle bei der wissenschaftlichen Arbeit geltend machen, aber sie müssen es nicht. Man stellt den Sachverhalt gewöhnlich so dar, als ob alle subjektiven Faktoren, zu denen ja auch die weltanschaulichen Momente gehören, nur diese eine, negative Funktion haben könnten. Das ist gewiß unrichtig. Vielmehr liegen die Dinge offenbar so, daß sowohl die tatsachennahe Erfassung wirklicher Zusammenhänge als auch die realitätsfremde Spekulation aus solchen subjektiven Quellen gespeist werden. Das heißt also: weltanschauliche „Hintergründe“ besagen allgemein noch nichts gegen die empirischen Resultate oder gegen die Fruchtbarkeit der abgeleiteten Hypothese; auch neurotische, auch — allgemein — pathologische Züge in einem System beweisen nichts gegen seinen

Wahrheitsgehalt. Hier eröffnet sich sofort ein neues Problem, das vermutlich gerade die Psychoanalyse zu lösen berufen sein wird: die Frage nämlich, welches denn — aus Erfahrung gewonnen und nicht deduziert, wie man das bisher immer getan hat! — die genetischen Voraussetzungen der wissenschaftlichen Objektivität überhaupt sind? Weiter: wie denn das psychologische Optimum zur Erfassung eines bestimmten Wissensgebietes psychologisch und genetisch strukturiert ist? Es ist auch eine Frage, die wir freilich heute noch nicht systematisch beantworten können, wie weit denn der Logos auf seinem eigensten Gebiete, dem der Erkenntnis, von bestimmten Weltanschauungssystemen gefördert, von anderen aber gehemmt wird. Alle diese Fragen sind nicht leicht anzugehen, sie sind aber fraglos auch praktisch von größtem Interesse. Daß der Forscher durch eine an der eigenen Person durchgemachte Analyse gewisse Fehlerquellen ausschalten kann, dürfen wir annehmen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zunächst: Einwände gegen die analytische Tatsachenforschung, die ihre Argumente aus irgendwelchen vorausgesetzten weltanschaulichen Hintergründen der Psychoanalyse beziehen, verfehlen ihr Ziel. Wenn man uns also sagt, die Psychoanalyse verfolge lediglich die Absicht, „das Erhabene in den Staub zu ziehen", also Entwertungsabsichten, ihre Befassung mit geistigen Dingen sei — so lesen wir es bei Kunz — nichts anderes als Rache, sie sei die Ausgeburt einer konservativen oder, wie es auf der anderen Seite heißt, einer revolutionären Ideologie, so berührt das die analytische Wissenschaft selbstverständlich überhaupt nicht. Denn die analytische Wissenschaft legitimiert sich und muß sich legitimieren aus dem objektiv nachweisbaren Wahrheitsgehalt ihrer Erkenntnisse und Lehrsätze.

Welches ist nun aber — von Angriff und Verteidigung wollen wir jetzt absehen — der tatsächliche weltanschauliche Boden, aus dem die Freudsche Psychoanalyse erwachsen konnte? Die Frage ist eine sehr umfassende, nicht nur psychologische, sondern auch kulturhistorische, und ich bin keineswegs imstande, sie umfassend zu beantworten. Lediglich einen Punkt möchte ich herausgreifen.

Freud hat in seinen letzten Werken zum ersten Mal *expressis verbis* seine weltanschauliche Position kundgetan. Wer Etikettierungen liebt, müßte vor allem das rationalistische Moment hervorheben; sodann dasjenige, was Thomas Mann mit Recht als Freuds Naturalismus bezeichnet. Wahrheitskriterium ist für Freud:

Übereinstimmung mit der (realen) Außenwelt; als Erkenntnisquelle wird ausdrücklich lediglich die Erfahrung anerkannt und jede Art von „Intuition" als unwissenschaftlich abgelehnt — auch in der Psychologie: Freud betont, daß ihre Quellen des Wissens oder Methoden des Forschens grundsätzlich von der gleichen Art seien wie die auch sonst in der Wissenschaft gebräuchlichen. Man kann Freud auch einen Empiristen nennen — mit der Denkform des heutigen Positivismus dagegen lassen sich seine Grundanschauungen nur mit einiger Gewaltsamkeit vereinbaren, trotz der entschiedenen Ablehnung aller metaphysischen Lösungsversuche. Daß Freud aber auch jeden Relativismus und Skeptizismus scharf ablehnt, kommt in der letzten Vorlesung deutlich genug zum Ausdruck.

Das zugeordnete Wertsystem Freuds aber kennt als Ziel vor allem die Mehrung des Glücks und die Minderung des Leidens und, was vielleicht noch wesentlicher ist, die *ratio* als das höchst gewertete Mittel dazu. (Ich weiß sehr wohl, daß ich nur skizziere.)

Wir werden erwarten dürfen: Es kann unmöglich Zufall sein, daß gerade ein Vertreter dieser Weltanschauung der Begründer der Psychoanalyse geworden ist.

Vielleicht können wir also hieraus etwas für die weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse entnehmen. Da scheint sich mir nun folgendes zu ergeben: In Freuds Weltanschauung sehen wir eine — nicht: die einzige — besonders konsequente Ausprägung der Berufsethik des wissenschaftlichen Menschen überhaupt und in ihrem Vertreter den wissenschaftlichen Menschen κάτ'ἐξοχήν. Wo immer der Beruf auch Berufung ist, hat er seinen kennzeichnenden besonderen zentralen Wertbegriff: mag es die Schönheit sein, die Wahrheit, die Gesundheit oder was immer. Die Berufsethik des wissenschaftlichen Menschen aber heißt (ich vereinfache bewußt): Überordnung der Erkenntniswerte über die übrigen Wertgebiete. Freud hat sich darauf berufen, man dürfe ein Stück Erkenntnis nicht darum preisgeben, weil andere, entgegenstehende kulturelle Interessen dies zu erfordern scheinen. Oder er gibt an einer Stelle der Zuversicht Ausdruck, daß wer die Erziehung zur Wahrheit gegen sich selbst mit Erfolg durchgemacht habe, gegen die Gefahr der Unsittlichkeit dauernd geschützt sei. Oder er spricht vom „Gott Logos" oder vom Primat der Intelligenz als von einem Idealzustand. Das ist reinster Ausdruck einer spezifischen Ethik des wissenschaftlichen Menschen.

Uns scheint es wohl selbstverständlich, daß Wahrheit ein Wert ist, daß Erkennen ein Wert ist. Gerade darum vergessen wir oft, daß auch Wissenschaft ihre Dignität einer Bewertung verdankt, und zwar entweder der Wertung der Wahrheit „an sich" oder ihrer Wertung als taugliches Mittel zur Erreichung irgendwelcher Ziele. Der Primat des Logos im Erkenntnisbereich fällt nicht immer zusammen mit seinem Primat im Ganzen des weltanschaulichen Systems. Hier ist er bekanntlich oft und immer wieder bestritten worden. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß so abgrundtief verschiedene Wertsysteme wie das christliche, dasjenige Kants und dasjenige Nietzsches (in seinen späteren Jahren) in diesem Punkte übereinstimmen. Nietzsche lehrt, nicht die Wahrheit oder Falschheit eines Urteils sei für seinen Wert entscheidend, vielmehr seine biologisch fördernde oder hemmende Wirkung. In diesem Sonderfall einer Ethik der Lebenswerte, wie das Nietzschesche System sie darstellt, sind die Gebote des Bios den Geboten des Logos übergeordnet.

Zu dieser Seite der Nietzscheschen Philosophie — sie ist in unseren Tagen als Vernunftverachtung und Instinktvergötzung sehr aktuell geworden — steht Freud in scharfem Gegensatz. Er bejaht nicht das „Leben" schlechthin, sondern eine bestimmte Richtung in der Entwicklung des Lebendigen, und in den Dienst dieser Entwicklungsrichtung stellt er auch als ein Mittel von tiefgreifender Wirksamkeit die Psychoanalyse: „Wo Es war, soll Ich werden." Auch ist natürlich nicht die „Realität" das schlechthin Bejahte: Realitätsanpassung ist lediglich Mittel zum Zweck.

Diese Überlegungen mögen uns lediglich dazu dienen ganz klarzustellen, daß Freuds Wertung des Logos als der obersten Instanz, obwohl sie vielen Analytikern selbstverständlich scheinen mag, dennoch eine vollgültige weltanschauliche Entscheidung darstellt. Denn die Einstellung zum Wert der Wissenschaft ist nicht selbst wieder eine wissenschaftliche Entscheidung, sie findet vielmehr statt unter der persönlichen Verantwortung nicht der Wissenschaft, sondern des Individuums.

Hier hätten wir also eine solche weltanschauliche Stellungnahme vor uns, die sozusagen diesseits aller empirischen Ergebnisse der Psychoanalyse liegt: Den Glauben an Wert und Kraft des Logos. Vielleicht dürfen wir darin auch ein Beispiel dafür sehen, daß weltanschauliche Voraussetzungen die Forschung durchaus nicht hemmen müssen, sondern im Gegenteil fördern können. Man kann sich sehr gut den-

ken, daß eine ähnliche Kühnheit und Unbeirrbarkeit des Erkennens auf dem Boden einer logosfremden oder logosfeindlichen Weltanschauung **nicht** hätte erwachsen können.

Dürfen wir annehmen, daß diese Weltanschauung auch in alle Zukunft notwendige Voraussetzung und Triebkraft des analytischen Denkens bleiben wird? Die weltanschauliche Bedeutung einer Wissenschaft ist eine andere *in statu nascendi* als in ihrer späteren Entwicklung. Nun ist die Psychoanalyse eine sehr junge Wissenschaft, suchen wir daher anderswo ein Beispiel für diese Behauptung. Als **Galilei** wegen seines Bekennens der Kopernikanischen Lehre ins Gefängnis geworfen wurde, war er sicherlich Vertreter einer „**Weltanschauung**"; wenn wir aber heute in der Volksschule lernen, daß die Erde sich um die Sonne dreht, hat das mit „Weltanschauung" sehr wenig mehr zu tun. Ähnlich steht es mit der zweiten großen wissenschaftlichen Kränkung des Narzißmus, die uns **Freud** selbst in Analogie zur Psychoanalyse sehen gelehrt hat, mit dem **Darwinismus**. Wir werden vermuten dürfen, daß ganz allgemein die — wenn wir so sagen dürfen — **weltanschauliche Bedeutung** neuer Wahrheiten in dem Maße abnimmt, in dem ihre **wissenschaftliche Dignität** zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Das Pathos des Entdeckers, das den ersten Vertretern einer neuen und befehdeten Lehre zukommt — auf dies Pathos haben diejenigen kein Anrecht mehr, die in späteren, friedlicheren Zeiten die Vertretung der Lehre übernommen haben. Oder, von der anderen Seite gesehen: Für diese Epigonen sind die charakterologischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten, aber auch die **weltanschaulichen Hintergründe**, welche die Entdecker aus der **heroischen** Wissenschaftsphase gekennzeichnet haben, nicht mehr im gleichen Maß Voraussetzung. Sicherlich hat zwar die Psychoanalyse engere und komplexere Beziehungen zu weltanschaulichen Dingen als z. B. die Astronomie, denn ihr Gegenstand ist der Mensch selbst, und ihre Erkenntnisse bilden den entscheidenden Baustein zu einer zukünftigen Anthropologie — trotzdem glaube ich, daß sich auch hier die Entwicklung in ähnlichem Sinne vollziehen wird, wenn die Anpassung der Umwelt einmal so weit fortgeschritten sein wird. Ich täusche mich nicht darüber, daß wir von diesem Zustand heute noch recht weit entfernt sind.

Die **zweite Frage**, die wir uns gestellt haben, war die nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, aus den tatsächlichen Feststellungen der Psychoanalyse eine **Weltanschauung abzuleiten**.

Ich will mich hier kurz fassen, ich habe an anderer Stelle diese Dinge ausführlich diskutiert (Imago, 1928). Nun, eine solche logische Ableitungsmöglichkeit von Wertsetzungen aus den analytischen Lehren besteht nicht. Wir können wohl feststellen, wie eine Weltanschauung, wie eine Kultur entstanden sind — niemals aber, ob diese wünschenswert, ob jene berechtigt ist! Wo es den Anschein hat, daß ethische oder pädagogische oder soziale Ziele aus der Psychoanalyse abgeleitet seien, sind in Wirklichkeit in jedem Falle diese Ziele schon vorausgesetzt. Wenn man sagt, aus den analytischen Erfahrungen folge, daß diese oder jene Form des Sexuallebens wünschenswert sei, daß man diese oder jene Stellung zur infantilen Sexualität einnehmen solle, so ist diese Ausdrucksweise im Grunde genommen ungenau. Die Werte, um die es sich handelt, z. B. die Gesundheitswerte, werden eben hier schon als anerkannt vorausgesetzt, sie folgen in keiner Weise aus den Feststellungen der Psychoanalyse — was man den Feststellungen der Psychoanalyse entnehmen kann, ist etwas ganz anderes, es sind nämlich die technischen Mittel, die zur Erreichung dieses vorweg (und empirisch subjektiv) bewerteten Zieles hinführen. Wenn wir die Psychoanalyse als eine empirische Wissenschaft ansehen — und ich denke, das müssen wir —, gibt es keinen Weg, ihr Ziele für das menschliche Verhalten zu entnehmen. Auf die Frage, was der Mensch tun solle, kann ihm die Psychoanalyse keine Antwort geben. Sie kann ihm jedoch sagen, was er tun müsse, um das Gesollte zu erreichen oder zu verwirklichen. Ganz allgemein ist es so, daß wenn ein bestimmter Menschentypus oder menschlicher Zustand als Wert, als Ziel vorausgesetzt ist, die Psychoanalyse uns im Idealfall den Weg zeigen kann, der zu diesem Ziele hinführt — wir können es aber selbstverständlich nicht aus ihr „ableiten", ob z. B. dem Ziel der Gesundheit andere Ziele zum Opfer gebracht werden sollen oder umgekehrt. Wenn die Psychoanalyse — das ist ja eines ihrer wichtigsten Ergebnisse — zeigen kann, daß bestimmte ethische Verhaltensweisen vom Standpunkt der psychischen Hygiene gesehen schädlich sind, wird sie aber gewiß Viele faktisch veranlassen, für die Gesundheit und gegen jene ethischen Gebote zu optieren (obwohl die umgekehrte Konsequenz logisch selbstverständlich nicht minder zulässig wäre).

Mit einer solchen Möglichkeit, technische Mittel zur Wertrealisierung anzugeben, die uns die Psychoanalyse grundsätzlich an die Hand gibt, gewinnt sie nun für die Ethik auch eine praktische Bedeutung, im besonderen aber auch für die Pädagogik und für eine Reihe

sozialer Problemstellungen. Überdies steht zu vermuten, daß sie auf eine Seite der Ethik, auf die Psychologie der Ethik nämlich, einen umwälzenden Einfluß nehmen wird. Dies aber soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wir wollen vielmehr zum dritten und letzten Punkt unserer Überlegungen übergehen: zur Frage nach der Wirkung der Analyse auf die Weltanschauung. Daß es solche Wirkungen tatsächlich gibt, ist wohl kaum zu bezweifeln, und bei einer Methode, die bis in die feinsten Strukturen der Persönlichkeit hineinleuchtet, auch nicht weiter verwunderlich. Diese Wirkungen gehen von durchgeführten Analysen aus — hier sind sie am intensivsten — und von der Rezeption analytischer Gesichtspunkte und Erfahrungen in das Bildungsbewußtsein — das ist die extensive Wirkung. Sie äußern sich in der veränderten Stellung zum Nebenmenschen, zum Triebleben, zur Neurose, zur Gesundheit, zur Sexualmoral, zur sozialen Bildung, zur Kunst, zum Erkenntnisprozeß, zur geistigen Produktivität, zur Phantasie und Realität usw. Das Maß dieser Auswirkung wird sehr wesentlich mitbestimmt sein von den sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, mit denen die Analyse zusammentrifft. Denn sie kommt zweifellos bestimmten sozialen Tendenzen besser entgegen als anderen und vor allem: ihre Ergebnisse lassen sich besser im Sinne der einen als der anderen sozialen Tendenz verwerten. Diesen Teil der Zusammenhänge hat Bernfeld ganz richtig gesehen.

Es kann nicht nur so sein, sondern wird geradezu so sein müssen, daß ein und dieselbe analytische Wirkung auf das eine Wertschema bezogen positiv, auf das andere bezogen negativ zu bewerten ist. Was vom Standpunkt einer bestimmten Sexualethik gesehen als Fortschritt erscheint, kann einer anderen ein Greuel sein usw. Und selbstverständlich kann jede einzelne solche Stellungnahme mit empirischen Mitteln weder „bewiesen" noch „widerlegt" werden; bewiesen oder widerlegt können nur unsere Annahmen über tatsächliche Wirkungen werden. Nun kann es aber natürlich geschehen — und es geschieht sehr oft —, daß der Nachweis etwa der therapeutischen oder prophylaktischen Tauglichkeit einer Maßnahme bei Vielen auch das Urteil über ihre allgemeine Wünschbarkeit beeinflußt und allmählich indirekt auch die ethische Bewertung, die ihr zuteil wird.

Die vermeintlichen Wirkungen, die der Psychoanalyse von ihren Gegnern am häufigsten zum Vorwurf gemacht werden, sind im Grunde dieselben, auf die schon der Lichtenbergsche Satz zielt: „Wenn

Gott die Heimlichkeiten der Welt bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen"; oder auch der Ausspruch von Nietzsche: „Wo *nosce te ipsum* das Rezept zum Untergang wäre, wird ... sich mißverstehen die Vernunft selber". Wo solche Einwände heute auftauchen, sind sie immer mit dem Kult des Irrationalen verbunden.

Nun begehen aber unsere Gegner, wenn sie die Wirkungen der Analyse beurteilen, den Fehler, daß sie sie aus einem supponierten „Wesen" der Analyse deduzieren — statt einfach zu beobachten, welches denn die tatsächlichen, empirisch feststellbaren Folgeerscheinungen für die Weltanschauung, die Lebenstüchtigkeit, die Moral sind. Diese Wirkungen sind nun aber sehr verschiedene, die Analyse bedeutet für verschiedene Arten von Menschen etwas Verschiedenes, und ich würde es für sehr gefährlich halten, hier allzusehr schematisieren zu wollen. Eben weil wir nicht deduzieren, sondern der Erfahrung folgen wollen, müssen wir die Tatsache als solche hinnehmen, daß unter den analysierten Menschen die Unterschiede doch größer sind, als man — von außen gesehen — gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; und zwar auch in Bezug auf die weltanschaulichen Standpunkte.

Daß der analysierte Mensch mit seinem Triebleben sozusagen auf besserem Fuße steht, daß sein Ich einheitlicher und besonnener ist, daß er zu seinen eigenen Wünschen und Phantasien eine konsequentere Stellung einnimmt usw. — dies alles scheint mir empirisch nachweisbar zu sein. Gewiß werden auch durch die erweiterte Kenntnis und Beherrschung des Es manche weltanschauliche Positionen leichter, andere wiederum schwerer vertretbar; worüber ja einiges eben gesagt wurde. Offenbar ist aber von hier her noch nicht eine bestimmte Weltanschauung eindeutig determiniert — es bleiben vielmehr verschiedene Möglichkeiten offen, über deren Auswahl die individuelle Prägung des Analysierten entscheidet.

Daß das Erleben und die Dynamik des Erlebens durch das Bewußtmachen von früher Unbewußtem (und durch die damit verknüpften affektiven Wandlungen) verändert werden können, werden ja gerade wir als Analytiker betonen. Aber ich meine, daß — historisch gesehen — die Entwicklung zur Rationalisierung (oder, wie wir hier vielleicht präziser sagen können: zur rationalen Durchleuchtung auch des eigenen Seelenlebens), der die Psychoanalyse ihre Triebkraft leiht, als ein kulturgeschichtlicher Prozeß angesehen werden muß, dem — trotz vorübergehender Rückschläge — nicht mehr Einhalt geboten werden kann.

Wie der Einzelne sich im allgemeinen wertend mit diesem Rationalisierungsprozeß auseinandersetzen mag, ist seine Privatsache. Sicher ist, daß es ohne diesen Prozeß eine Psychoanalyse niemals hätte geben können. Soweit nun der Einzelne an der Psychologie als Wissenschaft teilhat, muß er sich von dieser Strömung tragen lassen — auch dann, wenn er außerhalb des Erkenntnisgebiets diesen Prozeß wachsender Rationalisierung ablehnt oder bedauert; denn es widerspräche seiner Berufsethik, eine Zensur der Erkenntnis durch andersgeartete Forderungen zuzulassen. Und es wäre gewiß sinnlos, anderswoher als von der ratio systematische, wissenschaftliche Erkenntnis zu erwarten.

Die Forderung nach unbedingter, uneingeschränkter Aufrichtigkeit gegen sich selbst ist im Rahmen von sonst sehr verschiedenen ethischen Systemen erhoben worden. Bei Freud sehen wir sie als direkten Ausfluß seiner Zuhöchstordnung der Erkenntniswerte. Daß die Analyse diese Forderung verwirklichen kann, steht außer Frage, und damit muß ihr eine Leistung zuerkannt werden, der für die verschiedensten Wertsysteme eine hohe positive Bedeutung zukommt.

Ich bin im vorhergehenden auf die praktischen Aufgaben des Analytikers — als Therapeuten, als Pädagogen — wenig eingegangen. Während der denkende Mensch es dahingestellt lassen kann, ob die von ihm aufgedeckten Zusammenhänge positiv oder negativ zu werten seien, muß der handelnde Mensch — ob er nun Therapeut ist, Erzieher oder was sonst — beständig Stellung nehmen, er muß Werte und Ziele als gegeben voraussetzen, an denen er sein Handeln orientieren kann. In welchen Punkten dieser Zwang zur Stellungnahme die Weltanschauung, für den Fall der Analyse, tatsächlich beeinflußt — das ist eine Frage, die eine eigene Untersuchung erfordern würde.

Ich möchte kurz zusammenfassen: die Frage nach den weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse kann nicht eindeutig, nicht für alle Epochen beantwortet werden. Wie jede große, menschheitsbewegende Lehre kann sie für jede Generation, für jeden kulturhistorischen Querschnitt etwas Neues bedeuten. Die Weltanschauung ihres Begründers aber scheint mir die reinste Form der wissenschaftlichen Weltanschauung zu sein — dem entspricht die historische Leistung der Psychoanalyse, die Gebiete der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht hat, welche bis dahin (nicht unwesentlich aus weltanschaulichen Gründen) abseits geblieben waren,

aus einer weltanschaulich bedingten Scheu, die den Mut zur konsequenten Anwendung der wissenschaftlichen Postulate nicht gefunden hatte. — Streng genommen kann es nichts geben, das den Namen einer „psychoanalytischen Weltanschauung" mit Recht in Anspruch nehmen könnte — dasselbe gilt von Ethik und Pädagogik. — Aber der Psychoanalyse kann die entscheidendste Bedeutung zukommen für die Verwirklichung ethischer und pädagogischer Ziele, und ebenso müssen wir ihr eine bedeutende Wirkung auf die tatsächliche Formung der Weltanschauung zugestehen. Sie liefert also Bausteine, vermittelt aber nicht eine eindeutig zu kennzeichnende, geschlossene Weltanschauung.

Wir können weiter sagen: die kulturgeschichtlichen Tendenzen, welche das Auftreten der Psychoanalyse gerade in diesem historischen Moment ermöglicht haben, erfahren in unseren Tagen gerade von der Analyse ihre entscheidendste Förderung.

Heute hat die Psychoanalyse ihre Stelle unter allen jenen geistigen Strömungen, die sich eine rationale Beeinflussung des Menschen zum Ziel setzen — und dies obgleich ihr Gegenstand gerade das sogenannte „Irrationale" im Menschen ist (aus diesem Umstand aber — wie Kronfeld will — eine „Antinomie" der Analyse zu konstruieren, scheint mir unbegründet); und es ist ein reizvolles Schauspiel, zu sehen, wie eben die Psychoanalyse, auch heute noch so heftig befehdet von der offiziellen Wissenschaft, berufen scheint, in einem hervorragenden Maße und besonderem Sinne die Geisteshaltung zu stützen, die wir als die wissenschaftliche hervorheben.

Bei einem nicht geringen Teil der philosophisch interessierten Gelehrten und überhaupt der Intellektuellen von heute ist all das, was der ratio dient und nicht dem βίος, wenig angesehen; besonders gering geachtet aber ist dort der sogenannte „Scientismus" — das ist ein häßliches Wort für dasjenige, was Freud als „wissenschaftliche Weltanschauung" bezeichnet. Kulturkommis erlauben sich, dies und Verwandtes — dazu gehört auch der Naturalismus Freuds — als „19. Jahrhundert" mit einem Achselzucken abzutun. Ich denke, wir werden das nicht allzu schwer nehmen müssen. Wir haben keinen Grund, uns der Quellen zu schämen, die von der Geisteswelt des 19. Jahrhunderts her die Analyse gespeist haben — der Stromlauf der Psychoanalyse wird länger und mächtiger sein als der all der psychologischen Flüßchen und Bächlein, die gerne ihre Abkunft verleugnen möchten.

Tagtraum und Schuldgefühl

Von

R. A. Spitz, (Paris)

Unter dem Titel „Ein Sturmwind von Jamaica" erschien vor kurzer Zeit die recht mangelhafte Übersetzung des englischen Romanes „*A high wind in Jamaica*" von Richard Hughes. Als mangelhaft müssen wir die Übersetzung nicht so sehr wegen etwaiger Fragen des Ausdrucks, des Stils bezeichnen, als wegen der Willkür, mit welcher Übersetzer oder Verlag Absätze, Seiten, ja beinahe ganze Kapitel des Originales ausgelassen haben; meistens gerade diejenigen Teile, welche von einem besonders tiefgehenden und in der Literatur bis dahin unbekannten psychologischen Verständnis von Hughes Zeugnis ablegen. Das Buch fand geteilte Aufnahme: einerseits erregte es außerordentliche Begeisterung, andererseits wurde es von Vielen als uninteressant, unmöglich, ja unsinnig abgelehnt. Derlei Reaktionen kennen wir gut; sie verraten uns affektive Widerstände.

Den Psychoanalytiker interessiert an diesem Buche eine außerordentliche, in der Literatur und auch in der Vulgärpsychologie sonst nicht übliche Einsicht in die Mechanismen, eine Kenntnis der Stadien der kindlichen seelischen Entwicklung, die wir bisher in diesem Ausmaße als ein Reservat der Psychoanalyse anzusehen gewohnt waren.

Es wäre lohnend, in ausführlicher Darstellung jede einzelne Figur des Romanes analytisch zu betrachten; räumliche Bedenken verbieten das, weil das Resultat den Roman von Hughes an Umfang um ein Mehrfaches übertreffen würde. Ich verweise jedoch auf eine noch nicht veröffentlichte Studie von Steff Bornstein über den Hauptcharakter des Buches, Emily. Ich selber muß mir versagen, auf die einzelnen Charaktere irgendwie näher einzugehen, ich kann sie nur soweit streifen, als dies zur Erläuterung meiner Betrachtungen notwendig ist. Diese Betrachtungen befassen sich mit der Frage: woher nimmt ein der Analyse Fernstehender die psychologischen Erkenntnisse, die in diesem Buche enthalten sind und wie kommt er dazu, ein solches Buch zu schreiben.

Dazu ist es leider nicht zu umgehen, den Inhalt des Buches — so kurz wie möglich zusammengefaßt — hier folgen zu lassen:

Die Erzählung schildert die Erlebnisse einer Gruppe von acht Kindern im Alter von drei bis etwa fünfzehn Jahren. Sie gehören zwei Familien an: der Familie Bas-Thornton die dreijährige Laura, die fünfjährige Rachel, der sieben- bis achtjährige Edward, die zehn- bis elfjährige Emily, Hauptheldin des Romanes, sowie der zwölfjährige John, der frühzeitig im Verlaufe der Erzählung umkommt. Die anderen drei Kinder gehören zur Familie Fernandez: der sechs bis siebenjährige Harry, die dreizehnjährige Margaret und der wahrscheinlich noch etwas ältere, völlig schattenhafte, nur einmal erwähnte Jimmy Fernandez, der an den eigentlichen Abenteuern der Kinder gar nicht teilnimmt.

Über die Eltern der Fernandez-Kinder erfahren wir nichts; die Eltern der Bas-Thorntons sind Kolonialengländer auf Jamaica; der Vater ein meist ziemlich lässiger, zurückhaltender, seine Kinder leidenschaftlich liebender Mann; seine Frau eine etwas zur Fülle neigende mütterliche, gutherzige Person. Beide Eltern geben ihren Kindern außerordentlich weitgehende Freiheiten, wenn man bedenkt, daß wir 1860 zählen. Beide scheinen eine angeborene pädagogische Geschicklichkeit zu besitzen, ohne wirklich zu verstehen, was in den Kindern vorgeht — sie wollen es eigentlich gar nicht wissen und, als gegen Ende des Buches der Vater eine Ahnung von den Gefühlen seiner Tochter Emily bekommt, weicht er mit leisem Grauen zurück und vermeidet es, Genaueres zu erforschen.

Kurz nach einem Haus und Hof verheerenden Wirbelsturme, dem ein kaum merkbarer Erdbebenstoß vorausgeht, schicken die Bas-Thorntons die fünf Kinder, deren Einschulung dringend wird, nach London. Sie vertrauen sie einem väterlich, besonders tüchtig und vertrauenerweckend aussehenden Schiffskapitän an. Diesem Kapitän Marpole werden aus demselben Grunde auch Harry und Margaret Fernandez übergeben. Piraten überfallen das Schiff, entführen, sozusagen aus Mißverständnis, die sieben Kinder; Marpole schreibt, um sich zu entlasten, den Eltern, daß die Kinder vor seinen Augen erschossen wurden.

Eine herrliche Zeit bricht für die geraubten, aber dafür von allen Fesseln der Erziehung und Konvention befreiten Kinder unter den gar nicht blutdürstigen Piraten an. Diese sind sich der Gefahr, in die sie der Kinderraub gebracht hat, wohl bewußt; und weit entfernt davon, die Kinder zu mißhandeln, sind es eher die Piraten, die der Willkür der Kinder preisgegeben sind. Denn die Kinder behandeln Schiff und

Piratentum als Spielplatz, Spielzeug, verwirklichte Phantasie. Die Kinder begreifen natürlich nicht die sich auf dem Schiffe abspielenden homosexuellen Liebesaffären, wohl auch kaum den schizophrenen Schub, der bei Margaret im Gefolge ihrer Beziehungen zu Kapitän und Mannschaft auftritt, — sie registrieren all dies eben als eine der zahlreichen Merkwürdigkeiten, die ein wenig unheimlich und befremdend, oder auch nicht, unter den zahlreichen andern sonderbaren Dingen und Erlebnissen des Piratenlebens figurieren.

Immerhin wird das paradiesische Dasein durch zwei einschneidende Ereignisse unterbrochen, die auch die Seelenruhe der Kinder aufstören.

Das erste dieser Ereignisse ist, daß bei einer Landung auf Santa Lucia auf Cuba, wo die Piraten ihre Beute verkaufen wollen, John umkommt. Eine Kuh wird als Mitspielerin eines Passionsspieles mit Hilfe eines Flaschenzuges in ein mehrere Stock hohes Lagerhaus hinaufbefördert; der allzu neugierige John verfolgt diesen Vorgang aus der ins Leere gehenden Einlagerungsöffnung im dritten Stock, stürzt hinunter und bricht sich das Genick. Scheinbar nehmen die Kinder keine Kenntnis vom Verschwinden ihres Bruders. In Wirklichkeit lassen sich die psychologischen Reaktionen in Alpträumen und im Verhalten der Kinder aufzeigen.

Das zweite Ereignis, das eine entscheidende Rolle spielt, ist die Kaperung eines holländischen Seglers, dessen Kapitän gebunden in die Kajüte der infolge einer Fußverletzung bettlägerigen Emily gelegt wird, während die Piraten das gekaperte Schiff plündern und sich dort unterhalten. Mit dem gefesselten Mann allein gelassen, steigert sich die Angst Emilys vor dem Fremden ins Grenzenlose und, als er Versuche macht, sich von seinen Fesseln zu befreien, ersticht sie ihn im Angstparoxysmus mit einem zufällig dort liegenden Messer. Die Tat wird der bereits geistesgestörten Margaret zugeschrieben; den Piraten werden die Kinder von nun ab immer ungemütlicher, die Unhaltbarkeit der Situation immer bewußter, und es gelingt ihnen, die Kinder mit Hilfe einer geschickten Lüge dem Kapitän eines vorüberfahrenden Passagierdampfers aufzuhalsen.

Emily hat unter dem Druck der Gewissensangst und der Furcht, entdeckt zu werden, seit dem Mord eine qualvolle Zeit verbracht, die die seelische Entwicklung der Zehnjährigen außerordentlich beschleunigte. Auf dem Piratenschiff haben sie und ihre Geschwister eine Fortsetzung kindlicher Spielfantasien gelebt. Das ermöglicht ihr die Realität ihrer Tat in einzelnen Augenblicken zu entwerten; in solchen

Augenblicken spielen Ereignisse, die für sie einen Wortvorstellungswert haben, eine hervorstechende Rolle, wie z. B. das Erdbeben (das nur für den Fachmann fühlbar war) oder daß sie mit einem Alligator geschlafen hat (der freilich nur 20 cm lang war).

Die Kinder waren mit den Piraten glücklich, auch Emily bildete darin keine Ausnahme. Als sie das Piratenschiff mit dem Passagierdampfer vertauschen und zu ihren Eltern fahren soll, bricht sie in Tränen aus, schlingt die Arme um den Nacken des Kapitäns Jonsen und ruft schluchzend: „Zwing mich nicht, fortzugehen, laß mich immer bei Dir bleiben!" Aber schon auf dem Dampfer, eine halbe Stunde später, verrät sie ihre Freunde, die Piraten; diesen wird infolgedessen der von Emily begangene Mord am holländischen Kapitän, wie auch der zufällige Tod Johns in die Schuhe geschoben. In London werden die Kinder von ihren Eltern in Empfang genommen. Mr. Bas-Thornton, der den Tod Johns rächen will, erreicht es mit Hilfe von Emilys Aussagen und einem geschickten Anwalt, daß die Piraten, die im Großen und Ganzen die Kinder liebevoll behandelt haben und auch von den Kindern heiß geliebt wurden, an den Galgen kommen.

Damit endet der Roman. Die eigentliche Heldin Emily durchläuft eine Reihe merkwürdiger Reaktionen, die Hughes recht eingehend schildert. Zu Beginn des Romanes lebt sie kindlich sorglos zu Hause. Durch den Tod Johns wird sie die Älteste der Geschwister. Dieser Verantwortung unterzieht sie sich jedoch nur teilweise. Der bald darauf erfolgende Mord des holländischen Kapitäns erfüllt ganz ihr Bewußtsein und bestimmt ihre Haltung. Die in der Vorpubertät Befindliche schwankt zwischen Verführungsversuchen an Kapitän und Maat, von denen sie eine Bestrafung fürchtet, denn sie bildet sich ein, daß diese ihre Tat kennen, und zwischen Versuchen, sich so zu benehmen, als wollte sie ihr Gewissen betäuben, als ob nichts geschehen wäre. Diese Haltung wird immer wieder aufs Neue durchbrochen durch ein Symptom, das Erbrechen; dieses setzt anläßlich des Sturmwindes im Elternhause ein, als sie Zeugin des durch Wildkatzen erfolgenden Mordes ihrer Lieblingskatze wurde, wobei das sexuelle Motiv der Verfolgung ihrer Katze dem Kinde nicht zweifelhaft geblieben war. Noch zentraler wird die Figur Emilys, nachdem sie das Piratenschiff verlassen hat. Seit langer Zeit wieder in der Lage, sich Frauen anzuschließen, sich mit diesen zu identifizieren, verleugnet sie ihre lustvolle Beteiligung am Piratenleben. Damit kann sie natürlich auch den Mord verleugnen; sie lehnt die Piraten en bloc ab und wird dadurch zur zentralen Trägerin der

Anklage gegen die Piraten. Die gesamte Umgebung unterstützt sie in dieser Haltung, denn was sie sagt, kommt ja eben sämtlichen Wünschen und Fantasien dieser Umgebung entgegen. Und so kulminiert Emilys Benehmen in ihrer Aussage vor dem Gericht, wo ihr Zusammenbruch, ihr halbes Geständnis der eigenen Tat vom Gericht implicite als eine Belastung, als der entscheidende Beweis für die Mordschuld der Piraten ausgelegt wird.

Das Leben der anderen Kinder wird in erster Linie als das einer Gruppe geschildert und keineswegs so eingehend wie Emilys Leben. Bei Margaret, der dreizehnjähren, wird angedeutet, daß es zwischen ihr und den Piraten zum Geschlechtsverkehr kommt, sie im Anschluß daran die Zeichen einer Psychose aufweist, und sich durch ihr kontaktloses Verhalten von den Kindern absondert.

Ausführlicher wird die dreijährige Laura bedacht, über deren Psychologie Hughes eingehend nachdenkt. Weiter unten kommen wir darauf zurück, ebenso wie auf seine Funde, die die fünfjährige Rachel betreffen, die sich während der ganzen Zeit vom Piratenunwesen in keiner Weise am Ausleben ihrer mütterlichen Instinkte an fantasierten Puppen stören läßt, mögen diese aus Fetzen, Holz oder Eisen sein.

Schließlich spielen noch Harry Fernandez, der sechsjährige und der sieben- bis achtjährige Edward Bas-Thornton eine, freilich nur scheinbar untergeordnete, Rolle, auf welche wir gleichfalls weiter unten zurückkommen.

Wir konnten leider nicht auf die tatsächlichen Ereignisse des Buches so ausführlich eingehen, wie es für das Verständnis wünschenswert gewesen wäre, und wir müssen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen. Wir möchten jedoch betonen, daß obzwar das novellistische Element den größeren Teil des Buches einnimmt, Hughes den Betrachtungen psychologischer Natur über die einzelnen Personen einen breiten Platz einräumt.

In erster Linie bevorzugt er da die Hauptperson, Emily. Aber abgesehen davon ist es bemerkenswert, wie verschieden groß das psychologische Interesse ist, das er den einzelnen Personen dieser Erzählung widmet. Nach Emily wird am ausführlichsten Rachel und schließlich Laura bedacht. Sehr weit weniger ausführlich behandelt er Edward und Harry, bei John und Margaret bekommen wir bloß einiges aus ihren realen Erlebnissen, jedoch nichts von ihrer Psychologie zu hören. Sie sinken bereits zu bloßen Statisten herab.

Eine ähnliche Statistenrolle kommt im übrigen den meisten Er-

wachsenen zu. Ganz vereinzelte Ausnahmen bilden der Kapitän der Piraten und die Eltern der Kinder; keine von diesen Personen jedoch wird mit einer so liebevollen Ausführlichkeit psychologisch beleuchtet wie die drei Mädchen Emily, Rachel und Laura.

Um einen Begriff von der außerordentlichen Klarsichtigkeit dieser Psychologie zu geben, will ich einige Zeilen des Dichters aus den psychologischen Betrachtungen über diese drei Mädchen zitieren, wobei daran erinnert werden möge, daß Emily zehn-, Rachel fünf- und Laura dreijährig sind.

„Emily bedeutete das Gewissen etwas ganz anderes. Sie war sich der kritischen Instanz in ihrem Inneren noch kaum bewußt; aber sie fürchtete sie entsetzlich. Rachels klares, sicheres Wissen besaß sie nicht: nie wußte sie, wann sie diese innere Harpyie — das Gewissen — unabsichtlich verletzen mochte: sie lebte in einer entsetzlichen Angst vor den erzenen Klauen, die ihr drohten, sollte sie diese Brut jemals aus dem Ei kriechen lassen. Gelangte eine Regung aus dem sozusagen vorgeburtlichen Schlaf dieser latenten Gewalt in ihr Bewußtsein, so zwang sie es in eine andere Richtung und gestattete sich nicht einmal, zu erkennen, daß sie Angst hatte. Doch sie wußte — im Tiefsten ihres Herzens wußte sie — daß sie es irgend eines Tages durch irgendeine Tat erwecken würde; daß irgendetwas ganz unabsichtlich ahnungslos Begangenes, es wie einen Taifun in ihrer Seele toben lassen würde. Mochte sie wochenlang glücklich und unbewußt herumgehen, mochte sie blitzartige Visionen haben, in denen sie wußte, daß sie Gott selbst sei; zur selben Zeit aber wußte sie auch — über jeden Zweifel hinaus — in ihrem innersten Sein, daß sie verdammt sei, daß es — seitdem die Welt bestand — niemals jemanden so Bösen gegeben.

Nicht so Rachel: für sie war das Gewissen keineswegs eine so deprimierende Angelegenheit. Es war nichts weiter als eine bequeme Triebfeder ihres Lebens, die vollkommen reibungslos arbeitete und so angenehm war, wie ein gesunder Appetit. So war es stillschweigend von ihr und ihren Geschwistern anerkannt, daß diese Männer Piraten waren. Das hieß also, daß sie gottlos waren. Deshalb war es ihre — Rachels — Pflicht, sie zu bekehren. Und ohne die geringsten Bedenken oder den mindesten Zweifel machte sie ihre Pläne. Ihr Gewissen beunruhigte sie nicht, weil ihr nie der Gedanke gekommen war, daß sie irgend etwas anderes tun könnte, als seinen Vorschriften zu folgen, nachdem sie sie erkannt hatte. Zuerst würde sie versuchen, diese Leute zu bekehren, sie würden sich dann wohl bessern, wenn nicht — dann würde sie eben die Polizei rufen. Da sie beide Lösungen für richtig hielt, war es für sie ganz gleichgültig, von welcher sie Gebrauch machen mußte.

Soweit Rachel. Das Innere Lauras war freilich ganz anders: etwas Ungeheures, Kompliziertes und Nebelhaftes, das kaum in Worte übersetzt werden kann. Um sie mit einer Kaulquappe zu vergleichen; trotzdem ihre Beine schon zu wachsen begannen, waren ihre Kiemen noch nicht abgefallen. Da sie beinahe vier Jahre alt war, war sie zweifellos ein Kind: und Kinder sind Menschen (wenn man dem Begriff „Mensch" eine breite Auslegung gibt): aber sie hatte noch nicht ganz aufgehört, ein Baby zu sein: Babies natürlich sind keine Menschen — es sind Tiere, die eine sehr alte und weitverzweigte Kultur haben, wie sie auch Katzen haben und Fische und sogar Schlangen: dieselbe Art von Kultur wie diese — nur viel komplizierter — viel klarer und lebendiger, da ja Babies schließlich, nehmt alles nur in allem, eine der bestentwickelten Spezies der niederen Wirbeltiere sind.

Kurz: Babies besitzen ein Bewußtsein, das mit eigenen Begriffen und Kategorien arbeitet, die in die Begriffe und Kategorien des menschlichen Bewußtseins nicht übersetzt werden können.

Es ist wahr, daß sie menschlich aussehen — aber um ganz ehrlich zu sein, nicht ganz so menschlich wie manche Affen.

Unbewußt anerkennt ja Jeder, daß es Tiere sind — warum sonst würden die Leute immer lachen, wenn ein Baby irgend eine Handlung ausführt, die einer menschlichen ähnlich ist, wie sie etwa über eine Gottesanbeterin-Heuschrecke lachen würden. Wenn das Baby nur ein weniger entwickelter Mensch wäre, so wäre doch daran sicherlich nichts Komisches.

Man könnte vielleicht behaupten, daß auch Kinder keine Menschen sind: aber ich würde diese These nicht akzeptieren. Es stimmt, daß ihr Bewußtsein nicht einfach unwissend ist und dümmer als unseres, sondern in der Art des Denkens sich unterscheidet — (daß es irre ist, um genau zu sein): doch mit Hilfe einer Fantasie- und Willensanstrengung kann man — wenigstens teilweise und graduell, wie ein Kind denken — und selbst, wenn der Erfolg darin verschwindend klein wäre, so widerlegt das die These, daß Kinder keine Menschen sind. Wie ein Baby dagegen kann man, selbst im allergeringsten Detail, ebensowenig denken, wie man wie eine Biene denken kann.

Welch ein Beginnen aber, das Innere Lauras zu beschreiben, wo das kindliche Bewußtsein inmitten der vertrauten Überbleibsel des Baby-Bewußtseins lebte wie ein Faschist in Rom?"

Niemals hat ein Dichter auf so knappem Raum eine solche Fülle der Erkenntnisse über die Psychologie der Kinder ausgesprochen. Niemals, außerhalb des Kreises Freuds, wurde erfaßt, wie grundsätzlich

verschieden diese drei Altersstufen sind. Das fertig dastehende, grausame Über-Ich Emilys, der eindeutige Aufbau der Repräsentanzen der Gebote und Verbote in der fünfjährigen Rachel, und schließlich — als Überraschendstes — die Schilderung des praelogischen Denkens bei Laura — dem kleinen Kinde — ja sogar des Denkens im Primärvorgang auf der noch tieferen Stufe: das Denken in Begriffen und Kategorien, „welche in unsere Begriffe und Kategorien nicht übersetzt werden können", — die Schilderung jener Kultur, die qualitativ auf derselben Stufe wie die der Tiere steht, also einem triebhaften, vom Lustprinzip geleiteten und vom Realitätsprinzip nur wenig beeinflußten Leben entspricht — die wesentlichsten Tatsachen, die der Analytiker in der kindlichen Seele aufgedeckt hat, sind hier in der erstaunlichsten Weise erfaßt worden.

Wir vernachlässigen zahllose andere Punkte. Aber was wir angeführt haben, genügt uns, um zu fragen: Woher wurde dem Dichter diese Kenntnis? Hat er sie auf analytischem Wege erworben, hat er die analytische Literatur studiert?

Wir glauben es nicht. Sein ganzes Buch trägt vor allem nicht den Charakter einer angelesenen Erfahrung, im Gegenteil, es haftet ihm das unverkennbare Aroma des Erlebten an. Überdies jedoch widersprechen dem einzelne Abschnitte des Buches, bei denen wir auf eine scheinbar merkwürdige Kurzsichtigkeit des sonst so scharfsichtigen Hughes stoßen. Da ist z. B. folgender Passus:

> „Nicht nur die Mutter, sondern auch die Kinder wären erstaunt gewesen, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, festzustellen, wie wenig die Eltern im Grunde genommen den Kindern bedeuteten. Kinder besitzen selten die Fähigkeit der Selbstprüfung. Ob es den Tatsachen entspricht oder nicht, für sie steht es so fest wie ihr Glaubensbekenntnis, daß sie Vater und Mutter über alles und beide mit gleicher Stärke lieben. In Wirklichkeit jedoch nahm die Katze Tabby die erste Stelle in ihren Herzen ein und die zweite eins oder das andere der Geschwister, während sie kaum einmal in der Woche an ihre Mutter dachten. Für den Vater interessierten sie sich vielleicht etwas mehr, hauptsächlich wohl wegen des abendlichen Nachhausereitens auf seinen Steigbügeln."

Hier wird *expressis verbis* dargestellt, daß die beiden Eltern für das Seelenleben der Kinder unwichtig wären. Ein solcher Satz ist im Munde eines Menschen, der die analytische Literatur kennt, unmöglich.

Man könnte vielleicht annehmen, daß Hughes mit einer von

ihm liebevoll gepflegten Technik der Ironie — wie an vielen Stellen — hier nur den äußeren Schein darstellt, um dann an Hand von später angeführten Ereignissen dem Leser das Täuschende dieses Scheins höhnisch zu beweisen. Doch in diesem Falle geschieht das nicht. Die zwei kurzen Szenen, in welchen die Kinder ihren Eltern gegenüber zärtlichere Regungen an den Tag legen, genügen keineswegs dazu.

Dieser Widerspruch in der Wertung der Rolle der Eltern im Gegensatz zum Verständnis für das übrige Seelenleben des Kindes legt uns eine Vermutung nahe.

Wir können vermuten, daß Hughes in seinem Romane Vorgänge dargestellt hat, an denen er affektiv beteiligt war. Diese affektive Beteiligung hat ihm den Blick für die erlaubten Erscheinungen geschärft, während ein anderer Anteil der Ereignisse und ihre psychologischen Wurzeln der Verdrängung anheimfielen. Sehen wir uns nun näher an, wie die Akzentverteilung der psychologischen Einsicht in dem Romane liegt.

Da fällt es als Erstes auf, daß die tiefgehenden psychologischen Einsichten, die außerordentlich klaren Theorien ausschließlich die drei Mädchen betreffen. In Bezug auf die beiden Knaben Edward und Harry wird weit weniger gesagt.

Von Edward und Harry erzählt Hughes im Wesentlichen, daß sie auf dem Seeräuberschiff sich mit den stillschweigend als Piraten entlarvten Männern identifizierten und ein Seeräuberspiel spielten, in welchem Edward sich in wilden aggressiven Fantasien auslebt, Piratenkapitän wird und dann wahrscheinlich die Mädchen auf einer wüsten Insel aussetzt. Harry, der jüngere, (Edward zählt etwa acht, Harry sechs bis sieben Jahre) fantasiert sich als Obermaat an der Seite Edwards, doch wird er, wenn er sein Traumziel erreicht hat, Rachel und Laura aus komplizierten Gefahren erretten. Beide Knaben haben eine innige Liebe zu den Mädchen; Edward allerdings lehnt diese Liebe ab: „als ich jünger war, glaubte ich, daß Mädchen stärker sind als Jungen. War ich nicht dumm?“ Harry dagegen gesteht Edward nicht ein, daß er sogar jetzt noch wünscht, ein Mädchen zu sein, weil er Mädchen zauberhaft anziehend findet und sich einbildet, daß das noch mehr der Fall wäre, wenn er selbst ein Mädchen wäre.

Wir sehen also hier die beiden Knaben einen der typischen, von Sachs beschriebenen gemeinsamen Tagträume schaffen, in welchem zwei Elemente im Vordergrund stehen: die Durchsetzung der Aggression, die den Vater überwindet und die Nachklänge einer Identifizierung mit den jüngeren weiblichen Personen ihrer Umgebung.

Sämtliche wesentlichen Merkmale, welche Sachs in seiner Arbeit über die gemeinsamen Tagträume aufzählt, finden wir hier wieder.

1. Das günstigste Alter für Tagträume ist zwischen fünf und sieben Jahren: Harry ist etwa sechs, Edward etwa sieben.

2. Die Gleichgeschlechlichkeit: es handelt sich um zwei Knaben. Die zielgehemmten libidinösen Beziehungen verdrängter Art zeigen sich klar in dem Wunsche des Jüngeren, Harry, der auch zugleich die weibliche Identifizierung noch im Bewußtsein behält, neben dem Älteren, Edward, Maatsdienste leisten zu dürfen, eine Wiederholung der homosexuellen Situation zwischen dem Piratenkapitän Jonson und seinem Obermaat Otto.

3. Schließlich die Gemeinsamkeit eines unbewußten Hasses. Beide Knaben haben einige wesentliche Punkte ihres Schicksals gemein. Beide haben eine wesentlich ältere Schwester, die zweifellos eine Rolle als Ersatzfigur der Mutter spielte, und die libidinösen Strebungen der Knaben auf sich zog. Beide älteren Schwestern haben einen noch älteren Bruder, der sicher als Rivale empfunden wurde. Beide Knaben werden zusammen mit der älteren Schwester von ihrer Familie getrennt, und diese Trennung beseitigt auch die beiden älteren Brüder. Denn Jim Fernandez, von dem überhaupt nur anläßlich des Erdbebens die Rede war, scheint auf die Reise überhaupt nicht mitgenommen worden zu sein, und verschwindet so, ohne viel Aufsehen zu machen. John Bas-Thornton dagegen kommt ganz zu Beginn des Piraten-Abenteuers ums Leben. So sind für beide Knaben die für sie gefährlichen und von ihnen beneideten und gehaßten Nebenbuhler gleichzeitig verschwunden.

Doch auf wie verschiedene Art! Während bei dem Jüngeren, Harry, die gewaltlose und sozusagen natürlich erfolgende Beseitigung des älteren Nebenbuhlers keinen allzugroßen Verdrängungsaufwand notwendig macht und ihm so ermöglicht, die beiden Mädchen zu lieben und sich mit ihnen zu identifizieren, geht das beim älteren Edward nicht ganz so einfach zu. In ihm sind bereits Verbote gegen die Liebe zu Mädchen aufgerichtet: wohl erinnert er sich der Zeiten, wo er noch zu Mädchen aufgeblickt und sie geliebt hat. Doch wenn er jetzt an die Macht käme — und so etwaige Liebesstrebungen erfüllbar wären — dann würde er die Mädchen auf einer wüsten Insel aussetzen, mit anderen Worten: die Verführungssituation aus der Welt zu schaffen.

Zu dieser Verdrängung hat er guten Grund. Er ist das einzige unter den Bas-Thornton-Kindern, das beim Unfall, welcher John das

Leben kostete, anwesend war. Es wird von ihm gesagt, daß er den Unfall nicht gesehen hätte. Doch dieses Nichtsehen erscheint durch einen Angsttraum, den er in der Nacht erlebt, die dem Unfalle folgt, in einem sehr merkwürdigen Lichte.

Der Unfall spielte sich folgender Weise ab: wir erwähnten vorhin, wie John anläßlich des Passionsspieles auf Sta. Lucia umkommt. Er ist mit Edward und Margaret im Hintergrund des Speicherraumes eines Lagerhauses, wohin eine Kuh an einem Flaschenzug hinaufbefördert wird. Aber er drängt sich, um die schwebende Kuh besser zu sehen aus dem Hintergrund durch die Zuschauer zur ins Leere gehenden Einlagerungsöffnung, stürzt hinaus und bricht das Genick. In der darauffolgenden Nacht:

> Gegen Morgen rief Edward im Schlafe plötzlich nach Emily. Sie erwachte:
>
> „Was ist's?"
>
> „Es ist recht kuhfangend, nicht wahr?" frug er ängstlich, mit festgeschlossenen Augen.
>
> „Was fehlt Dir?"
>
> Er antwortete nicht, also weckte sie ihn — oder dachte, daß ihr das gelungen war.
>
> „Ich wollte bloß sehen, ob Du eine e c h t e Kuhfangende Zomfanelia bist" erklärte er mit freundlicher Stimme und war sofort wieder tief eingeschlafen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Unbewußte Edwards den Todessturz Johns zur Kenntnis genommen hat und sofort verdrängt, daß dieses Verdrängte ihn zu einem Angsttraum veranlaßt und daß er die Verdrängung, sowie den Angsttraum produziert, weil die eigenen aggressiven Regungen gegen John ihm das Schuldgefühl für dessen Tod aufbürden.

Das Vorhandensein der drei Bedingungen: 1. günstiges Alter, 2. Gleichgeschlechtlichkeit, 3. gleiches Schicksal, bezw. Gemeinsamkeit der unbewußten Haßregungen und Liebesbeziehungen zielgehemmter und verdrängt libidinöser Art, ermöglicht die Bildung des gemeinsamen Tagtraumes. Wir meinen, daß es nunmehr nicht allzu gewagt sein wird, in Edward den Tagträumer Hughes zu sehen; man möchte vermuten, daß der gesamte Roman ein Ausspinnen eines von Hughes mit einem uns unbekannten Partner erlebten und lange fortgeführten gemeinsamen Tagtraumes ist. In diesem Tagtraume wurden die aggressiven Regungen ausgelebt; die libidinösen Strebungen auf die verschiedenen weiblichen Personen von Hughes Umgebung wurden ver-

drängt, wie sie Edward ja auch verdrängt, indem er die gefährlichen Verführungsobjekte, die Mädchen, als Piratenkapitän auf einer wüsten Insel aussetzen will. Doch vor dieser Ablehnung der libidinösen Strebungen hat es eine Zeit gegeben, auf welche Hughes durch ein Gespräch zwischen Harry und Edward hinweist, dessen Klimax in Harrys Betrachtungen erreicht wird:

> „Harry vertraute Edward aber nicht an, daß er sich immer noch glühend wünschte, ein Mädchen zu sein. Allerdings nicht aus demselben Grunde wie Edward. Da er jünger war, als dieser, war er noch liebebedürftiger, und weil er die Gesellschaft von kleinen Mädchen so angenehm fand, bildete er sich ein, es müsse noch schöner sein, auch ein kleines Mädchen zu sein."

Hier klingt die außerordentlich starke Identifizierung mit den weiblichen Personen der Umgebung durch; und hier, meinen wir, ist auch der Schlüssel zu finden für die außerordentliche psychologische Einsicht in das Seelenleben des weiblichen Kindes in den verschiedenen Altersstufen.

Die Vernachlässigung der Psychologie des männlichen Kindes wird uns begreiflich; allzu zahlreich waren hier die Anlässe zur Verdrängung, allzu Vieles war nicht bewußtseinsfähig. Sehr charakteristisch ist z. B., daß die homosexuellen Strebungen, welche die Basis für den gemeinsamen Tagtraum der Knaben Edward und Harry bilden, auf die Piraten, insbesondere auf den Kapitän und den Maat verschoben werden. Dort allerdings dürfen sie dann völlig unverhüllt zu Tage treten, bei der Entführung der Kinder haben die Piraten eine Anzahl Lustknaben an Bord, über die ziemlich ausführlich berichtet wird und ebenso wird in ganz eindeutiger Weise über die libidinösen Beziehungen des Kapitäns zum Maat gesprochen. Überhaupt sind die Piraten ein außerordentlich günstiges Objekt, um die bei der eigenen Person nicht gestatteten Regungen sowohl aggressiver, wie libidinöser Art unterzubringen. Wie weit solche verpönten Regungen tatsächlich nur verschoben sind, erhellt z. B. daraus, daß die Kinder die Rolle des Köders, welche die Lustknaben bei der Kaperung des ersten Schiffes gespielt haben, selber bei der Kaperung des zweiten Schiffes spielen — wobei freilich die Homosexualität unterbleiben kann.

Wir werden weiterhin noch Einiges über die eigenartige Zauberkreisatmosphäre zu sagen haben, in welcher es Edward erspart bleibt, verpönte Triebregungen in die Tat umzusetzen und so z. B. der einzige effektive Mord, der im Buche vorkommt, einer dazu im Grunde

körperlich nicht geeigneten Person, der schwerverletzten Emily übertragen wird. Psychisch freilich eignet sie sich dazu im höchsten Maße, da sie einerseits durch ihre Andersgeschlechtlichkeit den Verdacht von der Person des männlichen Dichters weit ablenkt, andererseits aber als frühes Identifizierungsobjekt Edwards wohl geeignet erscheint, seine Intentionen auszuführen.

Diese Überlegungen jedoch haben einen etwas spekulativen Charakter. Zweifellos gesichert aber ist der Ausbruch der inzestuös-libidinösen Strebungen bei Edward am üppigen Busen der Frau des Bürgermeisters von Sta. Lucia — es mag daran erinnert werden, daß auch Frau Bas-Thornton eine rundliche Frau war. Es ist bemerkenswert, daß Hughes diesen Zärtlichkeitsausbruch Edwards als rein instinktive Handlung bezeichnet und es möge noch daran erinnert werden, daß in unmittelbarem Anschluß an diese Zärtlichkeitsszene der Tod Johns und der Angsttraum Edwards folgt; im Aufwachen aus diesem Angsttraum sucht Edward von seiner Schwester Emily die Versicherung ihrer Gefahrlosigkeit; denn er hatte sie für gefährlich gehalten: ich wollte bloß wissen, ob Du eine echte kuhfangende Zomfanelia bist.

Wie wir schon vorhin erwähnt haben, wird Emily mit dem Verbrechen des Mordes am holländischen Kapitän belastet. Das wird verständlich, da ja aus dem Traume Edwards hervorgeht, daß sie als eine Gefahr gewertet wird — unbewußt zumindest. Andererseits war sie ein frühes Identifizierungsobjekt Edwards und kann als solches die Ödipuswünsche des Knaben ausführen, ohne daß dieser darum unter den Schuldgefühlen zu leiden brauchte — vergessen wir nicht, daß Edward als das Double von Hughes schonend behandelt werden muß. Ein unbewußtes Schuldgefühl beruhigt Hughes hier überdies durch eine sehr einfache Methode: er läßt Edward fantasieren, daß er, zur Macht gekommen, die Mädchen, Instrumente des ödipäischen Mordes, auf einer wüsten Insel aussetzen wird. So dient dann diese Aussetzungsfantasie nicht nur der Befreiung von der Verführungssituation, sondern auch der Bestrafung des Schuldigen.

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß der ermordete Kapitän durch seinen Rang und einige andere Attribute einer aus der Reihe von Vaterfiguren ist, die mit dem lässigen und schüchtern-liebevollen Herrn Bas-Thornton beginnend, über den väterlichen grauhaarigen Seebären Marpole, den Kapitän des Piratenschiffes Jonsen, über den alten Gerichtsschreiber mit den feinen Zügen bis zu dem wahrhaft gottähnlich-liebevollen uralten Richter sich hinzieht. Es ist auffällig, wie

viele dieser Vaterfiguren im Verlaufe der Erzählung zu Schaden kommen. Zuerst Bas-Thornton, der zu dem Schaden auch noch den Spott hat: er verliert nicht nur seine Kinder, sondern er kommt auch in puncto Verstand und Einsicht nicht sehr gut weg: eigentlich versteht er von den ganzen Vorgängen so gut wie garnichts. Diese Verständnislosigkeit teilt er übrigens mit sämtlichen andern Erwachsenen des Buches: wo es sich um die Kinder handelt, benehmen sich die Erwachsenen ausnahmslos wie Schwachsinnige, denn sie haben, wie das ja auch in der Wirklichkeit so ist, nicht die leiseste Ahnung davon, was in den Kindern vorgeht.

Ebenso schlecht kommt der gutmütige Kapitän Marpole davon, von dem es sich herausstellt, daß er nicht nur ein Dummkopf und unfähig ist, sondern bereit ist, das Leben der Kinder zu opfern, um sein Geld vor dem Zugriff der Piraten zu retten; schließlich entschwindet er als Feigling, Lügner und Schwindler aus dem Gesichtskreis des Lesers.

Das Los der dritten Vaterfigur, des gekaperten holländischen Kapitäns, ist bekannt: er wird von Emily ermordet.

Die vierte, gewalttätige Vaterfigur ist Kapitän Jonson. Und dieser wird am Ende des Buches gehängt, in bewußtlosem Zustand, nachdem er in der Nacht vor der Hinrichtung sich die Gurgel durchschnitten hatte.

Die eigentlichen Verbrecher entgehen der Strafe.

Wir sehen hier überall, daß die von uns vorhin erwähnte „Zauberkreisatmosphäre" aufrecht erhalten wird. Die Kinder, insbesondere Edward und Harry, aber auch Emily, das Exekutionsorgan der unbewußten Wünsche Edwards, gelangen sicher durch alle Gefahren zu ihrer Familie zurück. Mehr noch: von all den fürchterlichen Ereignissen, die um sie herum stattfinden, nehmen sie gar keine Kenntnis. Mord, Tod, Hinrichtung werden durch diese Kinder veranlaßt oder sogar ausgeführt: sie wissen nichts davon, sie verstehen es nicht, es geht nicht in ihr Bewußtsein ein.

Es geht nicht in ihr Bewußtsein ein: das ist, meinen wir, der Sinn dieser Zauberkreisatmospäre. Denn diese wird aufrecht erhalten durch das Bedürfnis nach der Verdrängung der bewußtseinsunfähigen Wünsche und Ereignisse. Diesem Bedürfnis nach Verdrängung in seinem eigenen Seelenleben wird der Dichter dadurch gerecht, daß er die Kinder, die die Inkarnationen seiner eigenen kindlichen Fantasien sind, die seinerzeit ihm verbotenen Wunschfantasien einfach nicht wahrnehmen läßt.

Wir möchten betonen, daß es nur äußerlich so aussieht, als schließe

sich Hughes der früher üblichen und beliebten Fiktion an: Kinder sind unschuldsvolle Lämmchen, keines sündigen Gedankens fähig und können infolgedessen ohne Gefahr und ohne Schaden zu nehmen, jedes von seinem privaten Hausengel behütet, ja selbst ohne sie zu sehen, durch die sündenstrotzende Welt der Erwachsenen wandeln. Nein; die Hughes'schen Kinder sind im Gegenteil eben die triebhaften kleinen Verbrecher, die an Verbrechertum den erwachsenen Verbrecher bei weitem übertreffen, als die sie die Psychoanalyse kennt. Unter normalen Umständen haben sie nicht die Mittel, diese Verbrechen auszuführen. Wir erinnern an Diderot „Le neveu de Rameau": *Si le petit sauvage était abandonné à lui-même, qu'il conserva toute son imbécillité et qu'il réunit au peu de raison de l'enfant au berceau la violence des passions de l'homme de trente ans, il tordrait le cou à son père et coucherait avec sa mère.* (Freud, Ges. Schriften VII, S. 350). Die Ahnungslosigkeit und die Sicherheit der Hughes'schen Kinder kommt nicht aus der Unschuld; sie stammt aus der völligen Verständnislosigkeit von Kindern und Erwachsenen füreinander, die eine Folge der Verschiedenheit der Anschauungswelt, der Verschiedenheit der Realität und der Realitätsprüfung, mit einem Wort, der Bewußtseinsinhalte ist.

Unsere bisherigen Überlegungen zeigten uns, woher Hughes seine außerordentliche Einsicht in die Psychologie der frühen Kindheit schöpft. Es bleibt uns noch übrig festzustellen, wie er dazu kommt, dieses merkwürdige Buch zu schreiben.

In unseren Ausführungen haben wir versucht zu veranschaulichen, mit welch unerbittlicher Konsequenz, mit welch eiserner, bis in die tiefsten unbewußten Triebfedern noch folgerichtigen Logik Hughes die Ereignisse seiner Erzählung darstellt und miteinander verknüpft. Selbst hingeworfene Worte eines Trauminhaltes sind keine Zufälligkeiten, sondern unverrückbar von der Notwendigkeit der Abläufe bedingt. Umsomehr muß es uns auffallen daß es einen Punkt gibt, bei dem diese Strenge versagt. Dieser Punkt ist der Prozeß. Es ist sehr merkwürdig, mit welcher Flüchtigkeit die ganze Prozeßführung gehandhabt wird und welche Unwahrscheinlichkeiten hier in Kauf genommen werden, um das erwünschte Ziel: die Verurteilung und Hinrichtung des Kapitäns und seiner Piraten, zu erreichen.

Es geht um den mutmaßlichen Mord am holländischen Kapitän und am Knaben John. Über die Aussage der Piraten erfahren wir gar nichts. Erstaunlicherweise bemüht man sich gar nicht, Zeugen des Todes von John, die es ja auf Santa Lucia recht zahlreich gegeben haben

muß, zu beschaffen. Mehr noch; das Gericht hat ja einen Zeugen dieses Todes, den Matrosen José zu seiner Verfügung unter den Angeklagten. Wir erfahren nichts darüber, daß dieser irgend eine Aussage bezüglich des Todes von John gemacht hätte — trotzdem José doch wissen mußte, daß ihm der Galgen drohte!

Das einzig Sachliche, das über den Prozeß ausgesagt wird, ist eben die Aussage Emilys. Auf die Frage des Verteidigers, ob sie etwas vom Mord des holländischen Kapitäns weiß, bricht sie in Tränen aus und stammelt unter Schluchzen abgebrochene Sätze „er lag ganz in seinem Blut . . . . er war schrecklich! Er . . . er starb, er sagte etwas und dann s t a r b er!"

Auf diese Aussage hin versucht man zwar, Emily zu weiterem Reden zu bewegen, als sie jedoch einen hysterischen Wein- und Schreikrampf bekommt, wird die Verhandlung nicht nur nicht vertagt, um von ihr unter günstigeren Umständen eine ausführliche Aussage mit einer ausgesprochenen Belastung von irgend Jemandem zu erzielen, — schließlich geht es doch um den Kopf von einem halben Dutzend oder mehr Menschen! — sondern das Gericht folgert aus diesen unzusammenhängenden gestammelten Sätzen ohne weiteres, daß Kapitän Jonson und seine Mannschaft sowohl den holländischen Kapitän, als auch den Knaben John kaltblütig ermordet haben und verurteilt die Piraten zum Tode.

Diese grobe Unwahrscheinlichkeit bei einem sonst so strengen Autor muß uns auffallen; wir müssen uns fragen, warum er plötzlich hier an diesem entscheidenden Punkte versagt. Es kann doch schließlich einem Manne mit der Begabung von Hughes nicht unmöglich sein, einen Schluß zu finden, der entweder Emilys Schuld an den Tag bringt, wobei sich wiederum eine Gelegenheit gäbe, die Verständnislosigkeit der Erwachsenen zu geißeln, oder aber, wenn er das nicht will, so hätte er ja spielend einige brauchbare Indizien konstruieren können, die den Spruch des Gerichtes einleuchtend gemacht hätten.

All das hat er nicht getan. Es wirft sich uns infolgedessen die Frage danach auf, welche Funktion der Gerichtsszene in dem Aufbau dieses Romanes zukommt. Da müssen wir sagen, daß das, was in der Gerichtsszene erfolgt, daß die Überlegungen, die um die Gerichtsszene herum in den dabei beteiligten Advokaten, der Mutter der Kinder und Mr. Bas-Thornton vor sich gehen, eine Art Urteilsfällung über das ganze Piratenabenteuer und über die dabei beteiligten einzelnen Personen darstellt. Es wird hier zu Gericht gesessen, nicht nur über

den angenommenen Mord an John, nicht nur über den Mord am Kapitän, sondern auch über die Piraten und ihre Abenteuer, über Emily, ja in dem Verhör durch den Advokaten sogar über die übrigen Kinder.

Erinnern wir uns nun daran, daß wir in unseren Ausführungen die Vermutung aufgestellt haben, daß dieser Roman einen Tagtraum, wahrscheinlich (im Sinne von Sachs) einen gemeinsamen Tagtraum des Dichters Hughes darstellt. Die verpönten Wünsche der frühen Kindheit werden in dieser Fantasie ausgeführt; die aufgehäufte Schuld muß gesühnt werden, und in der Gerichtsverhandlung und den darum gruppierten Szenen wird über diese Sünden zu Gericht gesessen.

Hier haben wir die Erklärung für die Unzulänglichkeit der Gerichtsszene; den Tagtraum zu gestalten, hat der Dichter vermocht, aber über seine eigenen Fantasien zu Gericht sitzen nicht. Wir schließen, uns der Meinung von Steff Bornstein an: mit sich als Richter seiner eigenen Tagträume unzufrieden, sucht der Dichter einen größeren Areopag auf. Er schreibt sein Buch und läßt nun seine Leser über sich zu Gericht sitzen.

Charakterbildung
und Psychoanalyse

Von

Sándor Lorand (New York)*

Eine der bedeutendsten Leistungen Freuds war die Entdeckung und Beschreibung der verschiedenen Stadien in der frühen Entwicklung des Kindes. Es gelang ihm uns zu zeigen (die analytische Erfahrung hat es bewiesen), daß diese Entwicklungsstadien einen grundlegenden Einfluß auf die Entstehung der Persönlichkeit haben. An diese Stadien kann das Individuum mehr oder weniger fixiert sein und solche Fixierungen können bisweilen entschiedene Bedeutung für die Einstellung des Individuums im späteren Leben bekommen. Die Bedeutung der ersten fünf Lebensjahre für die Entwicklung der ganzen Persönlichkeit und für den Charakter eines Individuums wird fortwährend durch Beispiele aus der Untersuchung der Persönlichkeiten unserer Patienten erwiesen, und unter Berücksichtigung bestimmter konstitutioneller Elemente mußte die Untersuchung, einem Filme gleichend, der verkehrt gedreht wird, die ganze Entwicklung, bis in die frühe Kindheit zurückverfolgen. Wenn wir bei dem Versuche, ein neurotisches Symptom herauszuheben, seinen Entstehungsquellen nachgehen, finden wir stets, daß das neurotische Symptom in seinem Frühstadium bestimmten Eigenheiten des Verhaltens entspricht. Eine Anzahl solcher Eigenheiten färbt das Verhalten eines Individuums und bildet das, was wir den Charakter nennen. Solche aus der Kindheit hergeleitete Eigenarten werden die spätere Handlungsweise eines Individuums dauernd beeinflußen. Sie werden diesen Einfluß unbewußt ausüben, ihre dynamische Kraft wirkt dauernd an der Charakterbildung fort, geradeso wie das gesamte Kindesalter, welches im Laufe der Entwicklung zu einem großen Teil ins Unbewußte gerät. Die Färbung eines Charakters ist eng verbunden mit Geschehnissen aus der fernen Vergangenheit, die lange vergessen sind, und mit Ereignissen, an die das Individuum nicht gerne zurückdenkt, geradeso wie auch die neurotischen Symptome mit Geschehnissen der Vergangenheit verbunden sind, enge verknüpft mit innersten Gefühlen, welche wegen ihrer antisozialen Tendenzen verborgen werden.

---

*) Aus „Psychoanalysis Today. Its Scope and Function". Edited by Sándor Lorand. New York, 1933, Covici-Friede.

Da in den ersten Lebensjahren sehr viele Eigenarten und Eigenschaften, die man als „häßlich, unsozial", etc., bezeichnet vorkommen, so ist es kein Wunder, daß es in dem Leben eines Individuums Eigenheiten und Eigenschaften gibt, welche man als unangepaßt betrachten muß und bis zu einem gewissen Grade als unsozial.

Wir können uns die Frage vorlegen, warum Eigenheiten sich bei manchen Personen stärker als bei anderen Personen entwickeln, oder warum sie in einigen Fällen so stark ausgeprägt sind, daß sie nicht nur den Anlaß zur Entstehung eines deutlich anders gearteten Individuums geben, sondern auch zur Bildung eines bestimmten Charaktertypus führen. Bei der Beantwortung dieser Frage müssen zwei Momente in Betracht gezogen werden, — erstens die konstitutionellen Faktoren und zweitens die Umgebung. Beide werden uns die Anhaltspunkte geben, um die Verschiedenheit in der Charakterbildung zu erklären. Bei psychoanalytischen Untersuchungen lernen wir den bedeutenden Einfluß der Umgebung auf das heranwachsende Individuum schätzen, ebenso wie deren Einfluß auf das persönliche und soziale Leben anerkennen. Wir lernen den dynamischen Kräften große Bedeutung beilegen, welche die Umgebung auf die Triebe ausübt und auch jenen wesentlichen Kräften, welche sie fortwährend auf das wachsende Individuum ausüben muß, um es zu einer ausgeglichenen Persönlichkeit heranzubilden. Versteht man unter Umgebung das elterliche Verhalten, lernen wir so den Einfluß der Eltern auf die triebhaften Handlungen des Kindes richtig schätzen, und im Laufe der Entwicklung sehen, welche Reaktionshandlungen das Kind als Resultat des elterlichen Einflusses bildet. Wir sehen auch wie diese Reaktionshandlungen bleibende werden und sich im späteren Leben als Reaktionshandlungen gegen die Gesellschaft ausdrücken.

Bei der psychoanalytischen Behandlung der Neurose müssen wir soweit als möglich in die frühe Kindheit vordringen und wir müssen nach derselben Methode vorgehen, wenn wir die Grundlagen der Charakterbildung erforschen wollen. Wir wissen aus Erfahrung, daß die Periode von der Geburt bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren die Quelle bildet, aus der der Charakter einer Person entspringt. Die Reaktion des Kindes in diesem frühen Zeitraum wird die Art und Weise bestimmen, in welcher es auf alle Erfahrungen des späteren Lebens reagieren wird. Die verschiedenen Trieborganisationen und die Stärke der Impulse, die mit der oralen, analen und genitalen Entwicklungsphase verbunden sind, üben einen großen Einfluß aus und

stehen in direkter Beziehung zu den Charaktereigenschaften, welche im späteren Leben hervortreten. In diesem Sinne lenkten Freud, Jones, Abraham, Ferenczi und andere die Aufmerksamkeit besonders auf die oralen und analen Charaktertypen.

In unserer psychoanalytischen Auffassung des Charakters sind einige Ansichten über Persönlichkeit und Temperament inbegriffen, welche in der gewöhnlichen Auffassung fehlen. Aus all diesen Feststellungen geht klar hervor, daß der Charakter nach der psychoanalytischen Auffassung großenteils aus Gewohnheiten besteht. Normalerweise sind wir uns dieser Gewohnheiten nicht bewußt, weil wir den Trieben, welche unser eigenartiges Benehmen veranlassen, automatischen Gehorsam leisten, und diese zu einem großen Teil im Einklang mit den sozialen Forderungen stehen. Der Charakter einer Person kann somit als das typische Verhalten derselben in Gesellschaft beschrieben werden.

Wenn wir den Lauf der Entwicklung von Geburt an, Schritt für Schritt verfolgen, finden wir, daß jede Phase ihre Spuren an dem Kinde zurückläßt, und daß die neuen Erfahrungen jeder Phase seinem früheren Benehmen etwas hinzufügen oder es gegen seine Umgebung verändern. Bis zur Periode des Absetzens ist das Leben des Kindes gewissermaßen eine Fortsetzung seiner intra-uterinen Existenz, nachdem es, was Nahrung und Fürsorge betrifft, sich in vollkommener Abhängigkeit von seiner Mutter befindet. Diese orale Phase hinterläßt eine tiefe Spur in dem Leben des Individuums, nicht nur als Kind, auch als Erwachsenen und als Persönlichkeit im ganzen. Theoretisch können wir leicht die ganze Bedeutung dieser Entwicklungsphase, nach dem aus der Analyse Erwachsener gewonnenen Material, rekonstruieren. Es ermöglicht uns auch einen oralen Reaktionstypus aufzustellen, welche Reaktion wieder so verschiedenartig sein kann und die Persönlichkeit in einem Maße bestimmen, daß wir von solchen Reaktionen als oralen Charakterzügen sprechen können.

Die Reaktionsbeispiele, welche aus dem oralen Stadium resultieren, können auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden. Die fortwährende Unzufriedenheit mit den eigenen Leistungen und das Gefühl immer betrogen zu werden, mag die Folge einer zu kurzen Stillperiode oder der Tatsache sein, ein Flaschenkind gewesen zu sein, während die anderen Kinder der Familie gestillt wurden.

Der Gegensatz dieses Charaktertypus wird von dem Individuum veranschaulicht, welches alles wünscht, aber nur die geringste Kraft aufwenden will, um etwas zu erreichen. Eine solche Person war zweifel-

los gewohnt ihren Willen stets durchzusetzen, besonders in der oralen Entwicklungsphase, wenn die Brust ihr zur Verfügung stand, wann immer sie wünschte und wie lange sie wollte. Der narzißtische Typus, welchen ich in meinem Buche „Die krankhafte Persönlichkeit" beschrieben habe, zeigt diesen deutlich ausgeprägten Charakterzug.

Der Zeitabschnitt nach der Entwöhnung, wenn ein starker Druck auf das Kind ausgeübt wird, um es nach einer gewissen Richtung hin von der Mutter unabhängig zu machen, indem man es zwingt, essen zu lernen und sich rein zu halten, liefert weitere Beweise und auch Material für unsere Kenntnisse der Bildung von Gewohnheiten. Die Phase, welche als anale beschrieben wird, ist verständlicher, nachdem das Kind in dieser Periode die Schließmuskelkontrolle („Schließmuskelmoral", Ferenczi) lernen muß. In dieser Entwicklungsphase ist das Kind schon eine kleine unabhängige Person. Sie hinterläßt einen so starken Eindruck auf die Persönlichkeit, daß sie als analer Charakter beschrieben werden kann.

Das gehorsame Befolgen der Lehren sich rein zu halten, bringt die Notwendigkeit mit sich, die Eltern zu lieben und ihren Wünschen zu gehorchen. Dadurch bildet sich der Kern der Identifizierungsprozesse, welche wieder die Grundlagen für die Entwicklung des Über-Ichs enthalten. Der Gehorsam den Eltern gegenüber kann aus zweierlei Quellen entspringen. Die eine wird die Liebe zu ihnen bilden. Das Kind wird den aufgewendeten erziehlichen Methoden entsprechen und wird die Befehle der Eltern ausüben, weil es sie liebt und weil es wünscht sie zu erfreuen. Die andere Quelle muß aus der reinen Gewalt hergeleitet werden, aus der Not, weil das Kind den starken Elternteil fürchtet, der imstande ist, Strafen zu erteilen, wenn seine Befehle nicht ausgeführt werden. Diese zweite Quelle führt Rachegefühle und Haß im Gefolge. Das Kind wird gehorchen, weil es fürchtet, aber es wird den Haß unterdrücken, welcher gegen die Eltern aufsteigt, wenn es sich ihren Anordnungen fügen muß. Es wird dann seine Darmfunktionen als Mittel für die Ableitung seiner Gefühle gebrauchen, und diese Ausdrucksweise kann in stärkerer oder schwächerer Form im späteren Leben verbleiben. Die Darmfunktionen können aber nicht allein Liebe und Haß ausdrücken, sie können auch eine Quelle des Vergnügens an sich bilden; ein gewisses Machtgefühl ist mit dieser Methode des Gefühlsausdrucks verbunden. Das Gefühl der Unabhängigkeit und des Selbstvertrauens kommt auch in eine nahe Beziehung zu den Darmfunktionen, und im späteren Leben werden die Triebe,

welche so mit den Analfunktionen des Kindes verbunden sind, von großer Bedeutung für das soziale Benehmen. Gründlichkeit in der künstlerischen Produktivität, starke sadistische Tendenzen, Eigensinn, Übergewissenhaftigkeit, sind alle ausgesprochene Merkmale, die der analen Entwicklungsstufe angehören.

Die genitale Entwicklungsphase wird das Interesse und die Methode der Lustbefriedigung ins Genitale verlegen, welche wieder die höchste Stufe der kindlichen Objektbeziehung mit sich bringt. So wird das Kind seine Ödipusperiode erreichen, in welcher die Beziehung und die Zuneigung zu dem andersgeschlechtlichen Elternteil im Vordergrund stehen wird. Die Schwierigkeit in dieser Beziehung und der Grad, in welchem sie das Kind zufriedenstellend lösen kann, wird für seine spätere Einstellung bestimmend sein. Während der Ödipusperiode spielt die Art und Weise und die Häufigkeit der Masturbation eine große Rolle, ebenso das Schuldgefühl, das unbewußt mit inzestuösen Wünschen und der Masturbation in Zusammenhang steht. Die Charakterzüge, die wir aus dieser Entwicklungsstufe ableiten können, sind jene, die wir an der erwachsenen Person erkennen, welche befähigt ist, ihre eigenen Angelegenheiten entsprechend durchzuführen, welche in ihren sexuellen Beziehungen fähig ist und allen Anforderungen des sozialen Lebens genügt. Diese Phase wird den Charakter einer Person stärker beeinflußen, als alle andern Phasen. Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Charakter einer Person ergeben, werden hauptsächlich infolge ihrer frühen fehlerhaften Einstellung zu ihrem eigenen Ödipuskomplex entstehen und aus der Unfähigkeit, den ersten Konflikt ihres Lebens aufzulösen.

Der Untergang des Ödipuskomplexes wird die Identifizierungsprozesse in dem Kind hervorrufen und stärken. Der Knabe wird, anstatt den Vater als Rivalen anzusehen, wie am Höhepunkt des Ödipuskomplexes, ihn zum Ideal gestalten und versuchen sich mit ihm zu identifizieren. Das wird den Haß gegen den Vater vermindern und einer freundschaftlichen Beziehung den Weg frei machen. Gleichzeitig wird die Liebesbeziehung zur Mutter in eine mildere Form gebracht werden. Der Knabe wird eine zärtliche Art der Liebe entwickeln an Stelle der geschlechtlichen, welche es ihm ermöglichen wird, sich mit der Mutter zu identifizieren, ihre Eigenschaften in sich aufzunehmen und so am Aufbau seiner Persönlichkeit mitzuarbeiten.

Bei dem Mädchen werden sich dieselben Vorgänge nur in umgekehrter Art abspielen. Seine Rivalität mit der Mutter wird freundlicheren

Beziehungen und der Identifizierung weichen, während sexuelle Ziele dem Vater gegenüber von einem gewissen Identifizierungsgrade gefolgt werden.

Wir werden leicht einsehen, welche Bedeutung diesen Identifizierungsprozessen während der Ödipusperiode zukommt. Eine zu starke Zuneigung zum andersgeschlechtlichen Elternteil kann ein Hindernis für die Auflösung des Ödipuskonfliktes bilden und zu einer überstarken Identifizierung mit dem entsprechenden Elternteil führen, und so, an Stelle des Aufgebens des elterlichen Liebesobjektes, eine fehlerhafte Charakterbildung zur Folge haben.

Natürlich muß der Quelle einer solchen überstarken Bindung gründlich nachgeforscht werden, bevor der Ödipuskomplex sich entwickelt. Es ist sehr wahrscheinlich der Fehler eines der Eltern, dem Kinde eine solche Bindung zu ermöglichen.

Von welchem Gesichtspunkt aus wir auch die Charakterentwicklung betrachten, wir können sie nicht verstehen, wenn wir nicht versuchen, den individuellen Ödipuskomplex einer Person zu verstehen und zu würdigen, ebenso wie die Beziehung zwischen den drei psychischen Instanzen, dem Es, dem Ich und dem Über-Ich. Wenn wir im Auge behalten, daß es im Leben eines Kindes die „Es"-Wünsche und -Bestrebungen sind, die in die richtige Einstellung gebracht werden müssen, um es zu einem sozialen Menschen zu gestalten, und daß diese Kindheitsstrebungen, die wir primitive oder antisoziale nennen können, einer Umwandlung unterzogen werden müssen, bevor sie richtig abgeändert und annehmbare soziale Formen erhalten, so können wir uns einen Begriff bilden von den Konflikten, welche im Laufe dieser Umwandlungen der triebhaften Strebungen gelöst werden müssen.

Wenn wir uns gleichzeitig vorstellen, wie schwach das kindliche Ich im Laufe dieser Entwicklung noch ist, und von welcher Bedeutung daher die Stütze der Eltern, des Lehrers und jener Personen, welche helfen sein Über-Ich zu bilden und welche für seine Handlungen im späteren Leben verantwortlich sein werden, so können wir dann erst vom Standpunkt der Charakterbildung aus die Rolle der Eltern und des Lehrers richtig werten und die Summe der Liebe, des Verständnisses und der Aufopferung begreifen, welche von den Eltern und Erziehern aufgebracht werden muß.

Um irgend eine Veränderung an dem Kinde in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklungsstufen herbeizuführen, müssen die Eltern

oder diejenigen, in deren Obhut sich das Kind befindet, Opfer bringen und sich gelegentlich den Anforderungen des Kindes selbst anpassen. Um dies zu ermöglichen, ist es notwendig, sich selbst vollkommen zu verstehen, so daß wir die Fähigkeit erlangen, uns mit dem heranwachsenden Kinde zu identifizieren, um uns in seinen Zustand einzufühlen. Es ist dies besonders dann wichtig, wenn es sich darum handelt, das Kind dazu zu bringen, die früheren Gewohnheiten aufzugeben und es anzuleiten, neue zu bilden, und so den Versuch zu machen, ihm die Anpassung an seine neue Umgebung und an seinen unmittelbaren sozialen Kreis, die Familie, zu ermöglichen. Die erziehlichen Methoden, welche während dieser Periode angewandt werden, haben einen großen Einfluß auf die Charakterbildung des Kindes; ein wichtiger Teil des Charakters wird in diesem Stadium entwickelt.

Fehlerhafte Entwicklung in der Charakterbildung, welche die Unfähigkeit zur sozialen Anpassung mit sich führt und bisweilen in verbrecherische Triebe ausarten kann, wird als eine Störung der triebhaften und der gefühlsmäßigen Entwicklung angesehen werden müssen. Diese Hemmungen werden zum Teil durch konstitutionelle Faktoren, zu einem großen Teil aber durch Faktoren in der Umgebung hervorgerufen. Daher wird die Umgebung bei dem Ausgleichen und Entfernen der Hindernisse und Hemmungen, welche der Gefühlsentwicklung des Kindes im Wege stehen, stark beteiligt sein.

Wir können leicht begreifen, daß Forderungen, welche von der Umgebung (Eltern und Lehrer) gestellt werden und welche das Kind nicht erfüllen kann, einen traumatischen Einfluß ausüben können, der sich im späteren Leben offenbaren wird. Mehr als das, sie können zur Grundlage einer Charakterbildung gebraucht werden, welche nicht die gewünschte sein wird. Unrichtige Behandlung der Gefühlsreaktionen des Kindes, Unverständnis seiner Stimmungen, die Anwendung übermäßiger Strenge, mögen alle dazu führen, bestimmte Typen mit ausgesprochener Charakterisierung zu schaffen.

Die Grundlage für die psychoanalytische Charakterforschung wurde erst von Freud geschaffen. Er gab an, daß das Beispiel der Eltern und der Erzieher von dem Kind aufgenommen wird, um jenen Teil seiner Persönlichkeit zu bilden, welchen wir das Über-Ich nennen. Dieser Zustand aufgenommener elterlicher Autorität, welcher jetzt das Über-Ich bildet, wird sich nicht mit dem Versuch begnügen, das Kind nach dem Vater zu formen, es trägt gleichzeitig die Hemmung in sich,

das Kind kann und darf nicht dem Vater gleichen. Dieser Doppelmechanismus des Über-Ich, der in zwiespältiger Weise handelt, ist sehr oft ein wichtiger Faktor der Charakterbildung. Ich will als Beispiel einen jungen Mann in den zwanziger Jahren anführen, der sich im selben Geschäft wie sein Vater betätigte, also ihm in dieser Weise zu gleichen versuchte, dessen ganze Persönlichkeitsaufmachung aber gerade die entgegengesetzte war. Während der Vater sich bei seinen Geschäften schlau und aggressiv zeigte, war der Junge schüchtern und ruhig, sowohl in seiner sozialen, als in seiner sexuellen Haltung. Die ganze Verantwortung für seine vielen Charakterschwierigkeiten, die ich eben kurz skizziert habe, mußte in seiner frühen Kindheit gesucht werden.

In seiner frühesten Entwicklung war er seiner Mutter sehr zugetan, da er der einzige Knabe war und der jüngste von drei Kindern. Er wurde auch von seinem Vater verzogen. Diese beiden Tatsachen bildeten die Grundlage für eine Persönlichkeit, welche eine beinahe gleiche Mischung der vom Vater und der Mutter übernommenen Eigenschaften enthielt. Bis zu seiner Schulzeit hatte der Knabe keine andern Spielgefährten, als seine beiden älteren Schwestern, und sogar in den ersten Schuljahren blieben sie seine Spielkameraden, weil er schon zu scheu und schüchtern war, um andere Bekanntschaften zu machen. Er fühlte sich nur in seiner häuslichen Umgebung glücklich. Ohne weiter in Einzelheiten seiner frühen Entwicklung einzugehen, möchte ich nur kurz hervorheben, daß seine zahlreichen Krankheiten, als er das Pubertätsalter erreichte, seine Mutter unaufhörlich mit seiner Pflege beschäftigten. Einmal mußte er viele Monate hindurch mit fortgesetzten Darmstörungen das Bett hüten. Die Mutter und eine Krankenschwester pflegten ihn abwechselnd und als einen Teil seiner Behandlung machten sie ihm tägliche Einläufe. Während dieser Krankheitsperiode masturbierte er heftig. In seiner frühen Kindheit hatte er auch masturbiert; als er zehn Jahre alt war, *warnte ihn seine Mutter ernstlich* vor den späteren Folgen der Masturbation. Als er das Pubertätsalter erreichte, konnte er dem Masturbationstrieb nicht länger widerstehen, obwohl die Ausübung mit fortwährender Angst und Selbstvorwürfen verbunden war. Diese Periode erstreckte sich bis in spätere Jahre, und als er in die Analyse kam, pflegte er noch durchschnittlich ein bis zweimal in der Woche zu masturbieren. Er erinnerte sich, daß in der Pubertät seine masturbatorischen Akte immer von weiblichen Fantasiebildern begleitet

waren oder vom Betrachten von Frauenbildnissen oder Aktstudien. In seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahr waren die Fantasieobjekte seiner masturbatorischen Tätigkeiten manchmal Frauen, manchmal Männer oder das Bild, das er gerade vor Augen hatte. Er pflegte einen nackten Oberkörper zu sehen, gleichgültig ob Mann oder Frau, der untere Teil des Körpers, die Genitalregion, war von seinen Fantasien ausgeschlossen. Diese Pubertätsperiode zusammen mit ihren Einstellungen ist wichtig, weil sie nochmals Gelegenheit bietet, die Rückstände der frühen Bindung an die Eltern aufzuarbeiten. In dieser Periode wird das heranwachsende Individuum unabhängig von seiner Objektbeziehung zur Familie. Bei diesem jungen Mann hatte die Pubertätsperiode, mit allen ihren Verwicklungen, gerade die entgegengesetzte Wirkung. Statt von der Abhängigkeit an die Liebesobjekte in der Familie befreit zu werden, wurde er nur dauernder an sie gebunden, besonders an seine Mutter, so daß seine frühere Ödipusbindung bestehen blieb, bis er in die Analyse kam.

Als er neunzehn Jahre alt wurde, versuchte er das Elternhaus zu verlassen, weil er die Einschränkung zu stark empfand und weil er abgehalten wurde, irgend welche anderen sozialen Bindungen einzugehen. Aber dieses erzwungene „Losreißen“ änderte die Situation garnicht, denn er erkannte bald, daß seine Konflikte, welche auf frühen Kindheitserfahrungen beruhten, zusammen mit der Bindung an seine Familie, ihn nicht freigaben und ihn hinderten, irgend etwas anderes zu machen, als er es in der häuslichen Umgebung gewohnt gewesen war.

Sein Minderwertigkeitsgefühl und das seiner Unzulänglichkeit bewogen ihn, sich in psychoanalytische Behandlung zu begeben. Weder im Geschäft noch in seinem kleinen sozialen Kreise ahnte man etwas von seinen Schwierigkeiten.

Vom Standpunkt des Ichs, des Über-Ichs und des Es, kann sein Zustand wie folgt beschrieben werden: sein schwaches Ich war in der frühen Kindheit von Vater und Mutter in gleicher Weise gestützt worden, welche Tatsache als Mittel diente, um eine starke Liebesbindung an beide zu bilden. Zeitweise wünschte er die Mutter für sich zu behalten, was den Wunsch enthielt, den Vater auszuschließen. Dann wieder liebte er den Vater geradeso wie die Mutter, so gleichsam den Platz der Mutter neben ihm einnehmend und sie ausschließend. Diese starken Triebe erhielten sich im Es, und auch das Ich in seiner späteren Struktur bewahrte diese Triebe. In der späteren Entwicklung

war er gezwungen, vor diesen Es-Trieben fortwährend auf der Hut zu sein, und er entwickelte besondere Verteidigungsmethoden, ein eigenes Verhalten und Reaktionen (welche Reaktionen mit neurotischen Symptomen gleichgesetzt werden mögen), und dieser besondere Typus des Verhaltens bildete wirklich seinen Charakter.

Die angenommene Beziehung zwischen den verschiedenen Teilen der Persönlichkeit kann unter gewissen Umständen einen entgegengesetzten Typus der Charakterbildung ergeben. Das wird der Art des Umgangs zuzuschreiben sein, welche dem schwachen Ich des Kindes durch die Behandlung seiner gehemmten Eltern zuteil wurde. Diese Beobachtung bestätigt sich auch bei den andern Typen, welche als „Neurotische Charaktere" bezeichnet werden. Je nach der Beurteilung, welches die hervorstechendsten Merkmale sind, die der neurotische Charaktertypus aufweist, sprechen wir von einem Angstcharakter, einem hysterischen Charakter, einem Zwangscharakter, etc. Alle Typen finden wir in dem Kapitel beschrieben, welches „Pathologische Charakterbildungen" heißt. Vergleichsweise können wir finden, daß auch wir bis zu einem gewissen Grade dieselben Eigenschaften besitzen, die in einem stärkeren Grade Schwierigkeiten hervorrufen und eine harmonische, soziale Lebensweise verhindern. Jedes Individuum überträgt im Laufe seiner Entwicklung in jede Stufe einzelne Teile der Gewohnheiten aus der vorhergehenden. Auf dieser nächsten Stufe aber können diese früheren Gewohnheiten schon eigenartig erscheinen. Dennoch kann das Ich sie aufnehmen und dulden, wenn sie nicht sehr hervorstechend oder sehr kräftig sind. Wenn das kritische Ich sie nicht als Teil der ganzen Persönlichkeit aufnehmen kann, wird das Bestreben, solche Gewohnheiten abzulehnen, stets anwesend sein, und diese Tatsache an sich wird genügen, um Konflikte zwischen den verschiedenen Teilen der Persönlichkeit zu schaffen.

Im allgemeinen können wir mit Abraham übereinstimmen, daß der Charakter einer Person die Summe seiner triebhaften Reaktionen gegen die soziale Umgebung ist.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

OLUF BRÜEL: HOMOSEXUALITÄT UND WEIBLICHKEIT. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurol. 1933, Bd. 85, H. 3.

Der Autor handelt von einer sozusagen „physiologischen Form weiblicher Homosexualität", die sich schon in der größeren Intimität der kleinen und größeren Mädchen zeigt, wo Berührungen und Küsse, miteinander Tanzen, ja Teilen des Schlafzimmers oder Bettes so geläufig sind. Diese *forme-fruste*-Homosexualität, von der sich die Mädchen oft erst spät, wenn überhaupt zu lösen vermögen, führt der Autor auf die alleinige Erziehung bis zu sechs und acht Jahren durch die Mutter zurück, „in jener wichtigen Periode, hinter deren Vorhang bisher nur die Psychoanalyse in das Allerheiligste der Persönlichkeitsschöpfung zu dringen vermocht hat."

Es ist leicht einzusehen, wie ungeheuer günstig es anderseits für die spätere sexuelle Entwicklung der Knaben und ihre definitive Bindung ist, daß sie in ihren jüngsten Jahren ihre physio- und psychosexuellen Impulse in einem heterosexuellen Milieu von einer Person entgegengesetzten Geschlechtes empfangen.

Aber die Mädchen wachsen in einer Atmosphäre auf, die geprägt ist von dem intimsten Umgang mit einer Person gleichen Geschlechts, und zwar gerade in den wichtigsten Jahren, die von der Suprematie des Unbewußten und der Determinabilität des Psychischen beherrscht sind.

Zum Schluß äußert der Autor die Vermutung, daß hier vielleicht das frühere aktivere Eingreifen des Vaters in die Erziehung der Tochter imstande sein würde, sie zu der reineren, differenzierteren heterosexuellen Einstellung zu führen, dem Typ, der sicherlich das zur größten entwicklungsmäßigen Vollkommenheit gelangte Individium repräsentiert. — Der Verfasser begnügt sich mit dieser mehr oberflächlichen Darstellung, Ableitung und Beratung, zitiert aber Fenichels Neurosenlehre, wo auf die präödipale Mutterbindung und die tieferen Bearbeitungen dieser Frage hingewiesen ist. (II. Bd., S. 17.) E. H.

ELKAN, R.: ÜBER DIE ORGASMUSUNFÄHIGKEIT DER FRAU. Archiv für Frauenkunde, 19. Bd., 1. H., 1933.[1])

Der im Norden Europas lebende Autor leugnet, daß es eine natürliche Eigenschaft der Frau sei, einen dem des Mannes entsprechenden Orgasmus zu haben. Er meint, man müsse hier eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung, nicht eine statistisch-kasuistische Betrachtung in den Vordergrund stellen.

Es gebe nur ganz wenige exzeptionelle Fälle im Tierreich, in denen auch beim weiblichen Tier ein Orgasmus nachweisbar ist, während er beim männlichen Tier schon auf sehr niedrigen Stufen festgestellt ist.

Nur beim Männchen sei ein Orgasmus vorgesehen, als ein psychosensorischer Fixationsreflex, neben Fixationsorganen: denn der Koitus des Männchens darf eben nicht vor der physiologischen Beendigung, der Deponierung des Spermas, abgebrochen werden.

Das weibliche Tier kann, durch das Männchen fixiert, den Koitus gar nicht abbrechen, hat keine zu entleerenden Sekrete — ein weiblicher Orgasmus sei also teleologisch, sei *a priori* nicht zu erwarten.

Nur wo auch vom Weibchen etwas entleert würde oder, wo das Fehlen genügender Fixationsorgane die Notwendigkeit des Verbleibens des Weibchens durch seine Lust verständlich machen würde, wäre ein weiblicher Orgasmus nötig; und es wird nun tatsächlich nachzuweisen versucht, daß bei den zwei einzigen Tierarten, wo diese Bedingungen vorliegen, Knochenfischen und Schwänen, der weibliche Orgasmus einzig zu beobachten ist.

Die bisherige willkürliche Annahme, der weibliche Orgasmus sei im Tierreich überall vorhanden, nur nicht beobachtbar, sei zu verlassen: die Annahme, er sei eben (außer in jenen beiden Ausnahmsfällen unter so extremen Begattungsverhältnissen) nicht vorhanden, liege näher.

Durch zahlreiche Bilder aus der Zoologie beweist der Autor das ubiquitäre Bestehen genitaler oder extragenitaler Fixationseinrichtungen bei Männchen und will so aufzeigen, daß es einer sensorischen Reizung des Weibchens nicht bedarf; sobald in der Tierreihe Extremitäten auftreten, sind die Fixationsorgane nur rudimentär oder geschwunden.

Der heutige Stand der Biologie lasse also (von den ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen) entwicklungsgeschichtliche Vorstufen des menschlichen weiblichen Orgasmus nicht entdecken.

Schon in einem 3400 Jahre alten Liebeslehrbuch der Inder findet sich eine geradezu raffinierte Aufzählung von Mitteln und Praktiken, die der Mann anwenden könne, um seine Frau zu befriedigen, wenn ihm dies nicht auf natürlichem Wege gelänge; selbst bei Primitiven seien reizverstärkende Suffixe am Penis in Verwendung. Auch aus diesen Tatsachen glaubt sich der Autor

---

[1]) Dieses Referat ist der „Imago", Zeitschr. f. psychoanalyt. Psychologie, ihre Grenzgebiete u. Anwendungen, XIX. Bd., Heft 3, 1933, entnommen.

berechtigt, seine These abzuleiten, ein dem Orgasmus des Mannes entsprechender Orgasmus der Frau sei gar keine natürliche Eigenschaft der Frau.

Es verlange aber die durch die ganze Sexualgeschichte der Menschheit und bei allen Völkern der Erde wahrnehmbare Orgasmussehnsucht der Frauen eine Erklärung.

Gestützt auf Sätze jenes alten indischen Liebesbuches Kamasutram, wie Gedankengängen von B. Götz folgend, führt E. das Auftreten des jeder morphologischen Grundlage wie jeder physiologischen Notwendigkeit oder teleologischer Verständlichkeit entbehrenden weiblichen Orgasmus auf den in diesem Belange erfolgreichen sexuellen Geltungskampf der Frau zurück. Der Erfolg bestehe in der Entwicklung eines Reflexes, des Orgasmusreflexes, der ein typisches Beispiel dafür abgebe, wie beim Menschen neue Eigenschaften entstehen.

Darauf beruhe es, daß der weibliche Orgasmus ein äußerst tangibles, lose verankertes, leicht verdrängbares Gebilde darstelle, das sich — wenn überhaupt — nur bei dem seltenen Zusammentreffen vieler günstiger Umstände offenbare; während — im Gegensatz dazu — der männliche Orgasmusreflex, eine von weither vererbte Funktion des Organismus, in phylogenetisch uralten zerebrospinalen Zentren verankert und dementsprechend stark automatisch und in seinem Ablauf (beim Gesunden) unerschütterlich ist. Soweit E., der damit eine „biologische Tragödie der Frau" bloßzulegen scheint.

Wenn in diesem Aufsatz auch nur der Orgasmus behandelt ist und von den Libidoverhältnissen nicht die Rede ist, soll doch hier auf die Verhältnisse beim menschlichen Weibe aus psychoanalytischer Erfahrung eingegangen werden.

Die Häufigkeit der sexuellen Frigidität des Weibes scheint tarsächlich eine Zurücksetzung desselben in ihren natürlichen Ansprüchen auf Befriedigung zu bestätigen. Dies hat auch nach Freuds Vermutung seinen Grund darin, „daß die Durchsetzung des biologischen Zieles der Aggression des Mannes anvertraut und von der Zustimmung des Weibes unabhängig gemacht worden ist".[1]

Immerhin ist aber die Frigidität in der großen Mehrheit der Fälle als psychogen aufzufassen und der Beeinflussung zugänglich. Fälle, welche die Annahme einer konstitutionellen Bedingtheit, selbst den Beitrag eines anatomischen Faktors nahelegen (Freud), sind die Ausnahmen.

Im allgemeinen handelt es sich doch nur um Ungewecktheit oder Unterworfensein einer Reihe von Hemmungen.

Gibt es doch Mädchen, die den spontanen Orgasmus der nächtlichen Pollution kennen, und der Orgasmus bei der Klitorisonanie steht vielen Frauen zur

---

[1]) In „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" Wien 1933.

Verfügung, die ihn bei dem Koitus vermissen (Klitoris = männliche Leitzone).

Zur normalen Empfindung im Koitus scheint am ehesten die Frau disponiert, welche die Befriedigung in passiver Funktion begehrt (A b r a h a m), die mit ihrer Situation als Sukkuba einrvestadenn ist. Peniswunsch und -neid, Männlichkeitswunsch, Identifizierung mit dem Mann, seinem Tun *in coeundo*, sind die häufigsten Hemmungen für Friktionslust in der Scheide und angeschlossenem Orgasmus (Scheide = weibliche Leitzone.) Diese Hemmung ist leicht heilbar, obwohl sie unbewußte Homosexualität — deutlich in Inkubaträumen — verrät. Inversion und Perversion sind nur fakultative Orgasmushemmungen. Bekanntlich kann ein zweiter, ein anderer Typus Mann Orgasmus auslösen, wo es dem ersten nicht gelungen ist; einen Spezialfall hat Freud in seinem Aufsatz „Tabu der Virginität“ beschrieben.

Natürlich müssen auch alle A n g s t- u n d S c h u l d g e f ü h l e w e g f a l l e n, wenn ein Orgasmus zustande kommen soll.

Im übrigen ist es ein offenes Geheimnis, daß die Potenz des Mannes, Dauer und Wiederholung des Aktes, und seine mit Verständnis gepaarte Geübtheit es sind, welche den Orgasmus der Frau im Koitus erreichen.

Der Psychoanalyse als warnender, verhütender und heilungbringender ist hier ein wertvoller Wirkungskreis eröffnet. Zunächst ist freilich noch weitere Forschung und Klärung manches Unsicheren am Platze.

E. H.

P R O F. R. G A U P P: Zur Lehre von den Neurosen. „Die med. Welt“ 1932, H. 44/45.

„Je größer unsere am Krankenbett in sorgfältiger Arbeit gewonnene Erfahrung ist, je mehr wir über klinisches Wissen und psychologische Begabung verfügen, um so mehr werden wir uns von allen doktrinären Einseitigkeiten fernhalten ... Was wir den neuen Lehren da und dort verdanken, erkennen wir gern an, u n d e s i s t d i e s n i c h t w e n i g. Wir werden aber auch ferner bei dem Grundsatz wissenschaftlicher Forschung verbleiben: in bezug auf Ursache und Wirkung, Sinn und Zweck alles biologischen Geschehens mit kritischer Vorsicht erst dann zu urteilen, wenn immer neue Tatsachen und Sachverhalte keine andere Erklärung und Deutung zulassen als die, die im Pendelgang der wissenschaftlichen Gedanken und Lehrmeinungen uns als die neuesten und angeblich allein richtigen dargeboten werden ... Eines aber wird uns, s o f e r n e w i r e s n i c h t s c h o n f r ü h e r b e s a ß e n (und ich möchte dies von mir behaupten), als dauernder Gewinn bleiben: Der Arzt wird den Nervösen und Psychopathen mit etwas anderen Augen sehen, mit anderen Methoden untersuchen, nach anderen Gesichtspunkten werten als in jener noch nicht allzu fernen Zeit, da man diese größte Gruppe der Nervenkranken je nach dem Geschlecht neurasthenisch oder hysterisch nannte und für jedes Symptom, jede Beschwerde Pillen oder

Tropfen, Halb- oder Ganzbäder, Nord- oder Ostsee, Kissingen oder Garmisch, Sanatorium oder Heilanstalt verordnete, meist froh, diese unangenehme Sorte von „Nervenkranken ohne anatomischen Befund" damit für einige Zeit loszuwerden.

Daß wir dies heute nicht mehr tun, hat unserem Berufe zweifellos eine größere Würde gegeben. So haben wir allen Grund, der modernen Entwicklung der Neurosenlehre trotz manchen Irrwegen dankbar zu sein."

E. H.

HALLE, FANNINA: Die Frau in Sowjetrußland. Paul Zsolnay 1932.

Der Wert dieses Buches liegt vor allem in seinem neuen und überaus reichlichen Material. Beobachtungen, Erlebnisse, Gespräche, Zitate aus noch unübersetzten Büchern, Zeitungsartikel, Resolutionen usw., lassen vor unseren Augen ein sehr bewegtes, buntes, lebendiges Bild des russischen Lebens, der neuen russischen Frau entstehen. Die Schilderung ist sachlich, gar nicht schön gefärbt. Über das Schlangestehen vor den Läden, die entsetzliche Überfüllung der Wohnungen wird ebenso offen gesprochen, wie über den Zustand der Toiletten, allerdings vom Standpunkt einer Beobachterin, die von Begeisterung für das ungeheure russische Aufbauwerk erfüllt ist und die daher Verständnis hat für die Schwierigkeiten und Reibungen, die entstehen müssen, wenn ein kulturell so rückständiges Land wie Rußland in wenigen Jahren in einen sozialistischen Staat verwandelt werden soll.

Die russische Frau ist erwacht, ist befreit. Tausend neue Aufgaben sind ihr gestellt, alle Möglichkeiten sind ihr offen. Eine Welle von Lerngierigen ergießt sich über ganz Rußland. Millionen von Frauen lernen lesen und schreiben, verlassen Küche und Herd, dringen in alle Berufe ein, übernehmen verantwortliche Stellungen. Ihre Leistungen stehen um nichts hinter denen der Männer zurück. — Vor unseren Augen vollzieht sich in wenigen Jahren ein gewaltiger psychischer Umwandlungsprozeß: aus der demütigen, passiven, fast stumpfen russischen Bäuerin, die dem Mann völlig unterworfen war, wird ein neuer Mensch: kühn, aktiv, selbstständig. Die Geschichte zahlloser Heroinnen der Arbeit wird erzählt, immer wieder auf hervorragende Leistungen von Frauen hingewiesen und die Rolle der Frau im geistigen Leben betont. Es ist sehr interessant, wie unter der Einwirkung des neuen von der Gesellschaft gesetzten Überichs kollektive Triebdurchbrüche erfolgen und im Massenmaßstabe neue Sublimierungsmöglichkeiten auftreten. Uns erscheint ein derartiger Prozeß besonders gut geeignet zum Studium massenpsychologischer Erscheinungen. — Man gewinnt aber mitunter den Eindruck, als ob die Autorin auf diesem Gebiet zu sehr dahin neigte, Spitzenleistungen, heroische

Einzelfälle zu betonen, die vielleicht doch nicht für die große Masse charakteristisch sind. Kurz, man spürt ein wenig die Frauenrechtlerin, die mit Stolz und Befriedigung nachweist, wir können ebensoviel, ja mehr als die Männer.

Trotz dieser kleinen Schwäche der Darstellung, werden die neuen Formen des Liebeslebens, der sexuellen Moral und Gesetzgebung scharf umrissen, so daß man die Entwicklungsrichtung der neuen Lebensformen durchschauen kann. Diese Entwicklung ist keine einheitliche, zwei entgegenlaufende Prozesse lassen sich feststellen. Der eine führt deutlich zur Auflösung der Familie. Nach dem russischen Eherecht gibt es eigentlich keine Ehe mehr, sondern nur völlig freiwillige, durch keinerlei wirtschaftliche Abhängigkeit oder moralischen Zwang gehaltene Bindungen, wenn man von der Verpflichtung zur Alimentation der Kinder absieht. Ermöglicht wird diese Eheform natürlich durch die Verselbständigung der Frau. Im selben Sinne wirkt die immer fortschreitende Kollektivierung des Lebens.

Anderseits gibt es gewisse Stimmungen und moralische Tendenzen, die im Sinne einer Entsexualisierung des gesamten Lebens wirken und eine mehr weniger asketische Moral und Festhalten an der Monogamie propagieren. Von der Theorie ausgehend, daß Arbeitsleistung sublimierte Libido sei, — einzelne Autoren wie Saalkind sprechen dies direkt aus—, wird z. B. der studierenden Jugend Askese empfohlen, die, „wie die medizinische Forschung festgestellt hat, dem Organismus nicht schadet." Unter der Jugend gilt Liebe, d. h. alles was über die Physiologie hinausgeht, oft als kleinbürgerlich, Flirten und Gefallenwollen ist verpönt. Promiskuität und andere Ausschweifungen werden nicht gerne gesehen, wegen zu häufigem Wechsel des Objekts kann man mit der Partei oder dem Fabrikkomitee in Konflikt kommen. So sucht man die „Rehabilitierung der Einehe" durchzusetzen.

Das russische Leben ist hart. Aufbau, Piatiletka und Kollektiv sind wichtiger als das individuelle Glück. Folge allzu großer Anforderungen scheint, wie die Autorin schildert, ein ziemliches Ansteigen der Impotenz bei den Männern zu sein.

Heute stehen diese für die Volksgesundheit so wichtigen Fragen noch nicht auf der Tagesordnung, ja die Zusammenhänge dieser Störungen mit den Lebensformen sind wohl noch kaum bekannt; die Not des Tages, die Anforderungen des Augenblickes sind noch zu groß, um an Dinge denken zu können, die Maßnahme auf lange Sicht erforderten, aber später wird man auch auf diesem Gebiet nach dem allgemeinen Grundsatz der Sowjetmedizin handeln: vorbeugen ist besser als heilen. Die sich dann ergebenden Probleme der Neurosenprophylaxe können nur mit Hilfe der Psychoanalyse gelöst werden.

Für den Analytiker interessant ist das sowjetrussische Sexualstrafrecht. Als strafbar gilt nur, was einem Dritten schadet, also sowohl Homosexualität wie Inzest sind straffrei. Man betrachtet diese Dinge als Veranlagung oder Krankheit, die zu bestrafen sinnlos wäre. Annie Reich (Prag)

ADOLF HEIDENHAIN: Beitrag zur Psychologie des Menschenhasses auf Grund pathographischer Untersuchungen über Jonathan Swift. Z. f. d. ges. Psychiatrie und Neurol. 1933, Bd. 144.

Diese aphoristische Arbeit, der eine eingehende pathographische Darstellung folgen soll, betont Swifts ausgeprägten fanatischen Menschenhaß neben hochgradigem Machtstreben und Ehrgeiz. An der sadistischen Grundlage ist kein Zweifel, wie Phantasien und persönliche Grobheit auch gegen Freunde beweisen. Swift war kein isolierter Misanthrop, sein Menschenhaß ging mehr auf das Abstraktum Menschheit; er liebte Geselligkeit, Freundschaften und Liebschaften. Daß er neben seinem Aggressionstrieb besondere soziale Gefühle verriet, ein Wohltäter war, pädagogische und moralistische Tendenzen aufwies, kann nur einen Autor befremden, der kein Psychoanalytiker ist. Der Satz: „durch die Verschiebung des Hasses auf eine höhere Etage wird der Konflikt mit den bei Swift ja sehr stark angelegten sozialen Strebungen auf ein Minimum reduziert" verrät, daß der Autor die Zusammenhänge von Aggressionstrieb und Ethik nicht in unserem Sinne auffaßt.

Wir sehen hier, wie unentbehrlich psychoanalytische Einsichten gerade auch für den Pathographen sind.

An Ferenczis Arbeit über „Gulliver-Phantasien", die Swift von anderer Seite beleuchten (Imago, 1927), sowie die dort erwähnte psychoanalytische Studie über Swift von Hanns Sachs sei hier erinnert. E. H.

DR. ERICH HEINRICH: UNSERE PATIENTEN UND WIR. Psychologische Grundlagen und ihre praktische Auswertung für den Erfolg in der zahnärztlichen Praxis. Verlag J. F. Lehmann, München, 1933.

In jedem Spezialfach der Medizin gibt es Neurosen, und die Psychoanalyse erwartet, daß aus jedem Spezialfach Fachmänner sich mit der Psychoanalyse vertraut machen, um die Neurosen ihres Zweiges voll verstehen zu lehren, Innere Mediziner und Frauenärzte sind hier bereits vorangegangen, Urologen. Dermatologen, Laryngo-, Oto- und Ophthalmologen werden gründlicher folgen müssen, als sie es bisher getan haben.

Hier ist es ein Zahnarzt, der einige Vertrautheit mit Psychoanalyse zeigt und die Angst des Kindes vor dem Zahnarzt auf Kastrationsangst vor der Vater-Imago zurückführt. Er versucht auch, die Triebentwicklung des Kindes im analytischen Sinn zu entwickeln. Daneben werden realere Dinge wie Honorar-, Versicherungs- und Steuerwesen etc. abgehandelt. E. H.

STEFAN POLLATSCHEK: Der Maler Rudolf Rapaport. Das Überwirkliche im Porträt. (Wiener Buch- und Kunstverlag, 1933.)

Ein Maler, dessen Technik eigenartig und unvollkommen ist, wird hier als „begnadet mit dem visionären Blick, der hinter die Dinge zu sehen weiß", bewundert. Ähnlichkeit mit dem Objekt wird von ihm nicht beabsichtigt, aber, sagt der Autor: „Rapaports Porträtbildnisse sind mit den Psychen seiner Modelle tatsächlich bis zu dem heute überhaupt erreichbaren Maße identisch".

Der Vertreter der Psychoanalyse, von der es hier heißt, „sie lasse in Tiefen blicken, die uns bisher verschlossen waren", wird allerdings skeptisch gegen die psychologischen Porträtanalysen des Autors bleiben, die sich oft die erstaunlichsten Schlüsse gestatten: wie etwa auf die Lieblingslektüre eines Mannes auf Grund einer flüchtigen Federskizze. Wird sind an gründliche, langwierige Analysenarbeit gewohnt und skeptisch gegen physiognomische Intuition. Überdies hat der Maler erklärt, er kümmere sich nicht um die Werte des Menschen, den er malt, sondern er ringe nur um künstlerische Form. E. H.

PRIMARARZT DR. A. SCHÖNFELD, Brünn: DIE GEKLAGTE PSYCHOANALYSE. Ein Beitrag zur Möglichkeit des Vorkommens psychotherapeutischer Kunstfehler. Psychi.-neurol. Wochenschr., 1933, Nr. 10.

Ein 26jähriger Ingenieur wurde wegen langwieriger Magenbeschwerden auf nervöser Basis in psychoanalytische Behandlung genommen, sprang aber — offenbar im Zustande eines Übertragungswiderstandes — aus, verklagte den Arzt vor Gericht wegen Fahrlässigkeit und Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obsorge und stellte Schadenersatzansprüche. Es wurde, was der Autor als einzig dastehend bezeichnet, eine ärztliche Methode, die Psychoanalyse, vor den Richterstuhl gezerrt. Der zugezogene ärztliche Sachverständige jedoch erklärte, „die psychoanalytische Methode für unschädlich, ihre Anwendung in diesem Fall gewissenhaft und exakt". Nach dem Gutachten „hat die Behandlung dem Stande der ärztlichen Wissenschaft entsprochen und sind nachteilige Folgen irgendwelcher Art nicht feststellbar".

Die Berufung des Klägers ans Ober- und oberste Gericht wurde abgewiesen. — Der Begutachter hatte den Patienten bereits als Hypochonder bezeichnet, der Analytiker auf Abwegigkeiten und psychische Anomalien des Klägers hingewiesen; zwei Jahre nach dem Rechtsstreit wurde Paranoia querulatoria diagnostiziert, derentwegen der Patient interniert ist. E. H.

Dr. FRITZ STIRNIMANN: DAS ERSTE ERLEBEN DES KINDES. (Huber & Co., Akt.-Ges., Frauenfeld u. Leipzig. 203 Seiten. 1933.)

Ein sonderbar zwiespältiges Buch, zwiespältig schon in seinem Titel: es meint nicht nur, was das Kind, sondern wie der Erwachsene sein Kind erlebt. Auf der einen Seite geht es von exakten Beobachtungen des Kindes in seiner ersten Lebenszeit aus: Gute Photographien, belehrende Zeichnungen kindlicher Objekte vom Augenblicke der Geburt an — sie sind gewiß das Wertvollste an dem eigenwilligen Buche —, und dann über mancherlei mystische Dunkelheit hinweg der Ausklang in das fromme Wort: „Im Lallen des Kindes sollst Du meine Herrlichkeit erblicken!" Der Säuglingsarzt kann ja nicht umhin, zu sehen, daß viele seiner Pfleglinge mit den Genitalien spielen. Aber das sei nicht Onanie. „Richtige Onanie kommt auch beim Säugling vor, aber viel seltener." Immer wieder polemisiert der Autor gegen die Psychoanalye, offenbar, ohne sie genauer zu kennen: „Die Freud-Schule deutet alles Seelische beim Säugling erotisch." Er scheint Bernfeld nicht zu kennen, er stellt sich nicht den unmittelbaren Beobachtungen des Referenten. Das Lutschen habe mit Sexualität nichts zu tun; es solle nur der Ernährung den Weg bahnen. Aber es ist objektiv unrichtig, daß energische Lutscher gute Trinker zu sein pflegen. Stirnimann läßt wohl gelten, der Saugakt für die Frau von sexuellen Empfindungen begleitet sei. Aber nicht so beim Kind. Ist ihm die interessante Beobachtung unbekannt geblieben, daß man am entkleideten Neugeborenen beim Anlegen an die Brust fast jedesmal eine Erektion beobachten kann? Auch die Eifersucht der Kinder „darf nicht erotisch oder gar sexuell gedeutet werden". Sie verrät vielmehr nur „das Gefühl der Wertverminderung seiner eigenen Persönlichkeit". Die Individualpsychologie wird nirgends genannt, aber sie spukt durch das ganze Buch. — Dabei enthält es recht viel Interessantes, insbesondere auch Illustrationen zum seelischen Erleben des Geburtstraumas, der „Urangst", weiter Beobachtngen an Neu-, besonders Frühgeborenen, die geeignet sind, manches zähe Vorurteil zu korrigieren. „Ein Seelenleben", meint der Autor, „muß schon vor der Geburt bestehen" und argumentiert mit recht eindrucksvollen Beobachtungen an Frühgeborenen (z. B. eines mit 1200 g Geburtsgewicht).

Das Buch ist für den Erfahrenen lesenswert, in seiner guten Ausstattung erfreulich. Aber just „eine Einführung für denkende Eltern, Pflegerinnen und Kinderfreunde" müßte Vorurteilen und mystischen Deutungen vorsichtiger aus dem Wege gehen.

Friedjung.

NOTIZEN

Eines Psychoanalytikers Dankgedicht an den Uhrzeiger*)

Mein schlanker Freund, ich rühme dich!
Stets weiter gehst du, Strich für Strich;
Verläßlich machst du deine Runde,
Minuten sechzig — mehr nicht — währt die Stunde.
Wir zwei, allein mit dir im dunklen Raum,
Von anderm voll, dein leises Ticken hören wir kaum;
Der Kranke hört dein Ticken nur im Widerstand
Und hört es nicht, wenn er ihn überwand.
Nun eben schweigt er, es herrscht Stille.
Sein Schweigen ist nicht freier Wille:
Er trotzt, er haßt aus negativer Übertragung.
Ich wart' und warte lange Zeit auf seine Sagung;
Mag meine Deutung anzunehmen er verweigern,
Ich warte gern, vertrauend meinen Zeigern.
Daß sie nicht ewig währet, meine Qual,
Verbürgest du mir, Freund. — Er hat die Wahl
Des Redens oder Schweigens nur noch kurze Zeit,
Schon ist dein Weg zum Ziele nicht mehr weit!
Er mag beharren denn in seinem Groll,
Muß geh'n für heute, wann die Stunde voll.
Ein andermal: Die schöne, kluge Frau ist aufgetaut,
Ihr Unbewußtes spricht aus ihr just laut;
Ich könnt' zu lang verharren, allzu hörbereit:
Doch, Mentor du, mahnst mich an Ort und Zeit.
Du weiser Zeitenweiser, stetig wandernder, hab' Dank!
Ich fühlte einsam mich, hätt' ich dich nicht, und bang!

---

*) Ein sichtlich ferienbedürftiger und geistig übermüdeter Psychoanalytiker stellt der Redaktion dieses Gedicht zur Verfügung.

Bauernfeld über das Unbewußte in den Träumen

„In Deinem Traum kommt Manches an den Tag
Was tief im Herzen Dir verborgen lag."

(Poetisches Tagebuch)

*

Die Psychoanalyse und der praktische Arzt

betitelt sich ein trefflicher Vortrag von Dr. Dorian Feigenbaum (New York), gehalten zu Ehren von Prof. Freuds 75. Geburtstag in der Deutschen Medizinischen Gesellschaft der Stadt New York. Derselbe ist nun als Sonderdruck aus Zentralblatt für Psychotherapie und Grenzgebiete bei S. Hirzel in Leipzig erschienen.

*

Vorlesungen über Pädagogik und Erziehungslehre

an der Volkshochschule der Universität Basel zu halten, wurde der Psychoanalytiker Dr. Heinrich Meng beauftragt; Beginn Ende Oktober d. J. Dr. Meng hat seinen Wohnsitz von Frankfurt am Main nach Basel, Augensteinerstraße 16, verlegt.

*

Eigentümer Verleger und Herausgeber:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Schriftleiter und verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Hitschmann, Wien, IX., Währingerstraße 24

„Psychoanalytische Bewegung", IV. Jg., Heft 6, Nov.–Dez. 1932